

BIBLIOTEKA
Instytutu
Baltyckiego
w Bydgoszczy

Verkannt.

Eine Geschichte aus dem Danziger Werder
zur Zeit der Franzosenherrschaft

von

Jenny Wüst.



Kirche in Käfemark.

Danzig 1914.

Verlag und Druck von A. W. Kafemann G. m. b. H.



Erzählungen aus der Ostmark

Herausgegeben von E. Mahlau.

- Band I. Die Eroberung Danzigs (durch die Marienritter). Das „Jüngste Gericht“ im Artushof (Anton Möller). Mit Abbildungen und mit künstlerischem Umschlag. Brosch. 0,50 M., kart. 0,60 M.
- Band II. Der Müller von Sagorsch. Historische Erzählung von Erich Karow. Mit Abbildungen und mit künstlerischem Umschlag. Brosch. 0,30 M., kart. 0,40 M.
- Band III. Das Kreuzifix zu St. Marien. Erzählt von Walther Domansky. Mit Abbildungen und mit künstlerischem Umschlag. Brosch. 0,60 M., kart. 0,70 M.
- Band IV. Die Hexe von Jastrow. Erzählt von Margarete Schulz. Mit Abbildungen und mit künstlerischem Umschlag. Brosch. 0,30 M., kart. 0,40 M.
- Band V. Drei Dorfgeschichten. Von Th. Preuß-Lessen. Mit künstlerischen Wignetten. Brosch. 0,30 M., kart. 0,40 M.
- Band VI. Des Fischers Grab. Eine Strandgeschichte von Fr. Dentler, neu bearbeitet vom Herausgeber. Mit Abbildungen. Brosch. 0,15 M., kart. 0,25 M.
- Band VII. Das Märchen vom Thorner Pfefferkuchen. Erzählt von E. Püttner. Mit Abbildungen. Brosch. 0,50 M., kart. 0,60 M.
- Band VIII. Die Franzosen in Danzig. Eine Erzählung aus dem Jahre 1813 von Walther Domansky. Mit Abbildungen. Brosch. 0,30 M., kart. 0,40 M.
- Band IX. Das Silberkindchen und andere Märchen. Von Robert Reinick.
- Band X. Der Danziger Seeheld Paul Bencke. Aus N. v. Werner „Der Peter von Danzig“.

Spannender, interessanter Inhalt, ethisch einwandfrei.

Empfohlen von der Tagespresse, vom Amtlichen Schulblatt und von den Vereinigten deutschen Prüfungs-Ausschüssen.

Verlagsbuchhandlung

A. W. Kafemann ^{G. m.} _{b. S.} Danzig.

Herrn lieben Hannah

nun

Luise Lenny.

Herrn Süßmann.

660468

1120 374

Just. Balthus

Verfannt.

Eine Geschichte aus dem Danziger Werder
zur Zeit der Franzosenherrschaft

von

Jenny Wüft.

Alle Rechte vorbehalten.



Danzig.

Verlag und Druck von U. W. Kafemann G. m. b. H.

1914.

Nie wypożycza się do domu

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
I. Der Erbe	5
II. Eine merkwürdige Tauffeier	7
III. „Der Franzos' kömmt!“	10
IV. Ungleiche Sinnesart	15
V. Eine fragwürdige Heldentat und schlichter Opfermut	19
VI. Ein braves Soldatenherz	27
VII. Kinderleid	29
VIII. Dem Tode entrisßen	32
IX. Bange Stunden	35
X. Schwere Schicksalsschläge	38
XI. Hilfe in der Not	42



411717



Biblioteka Główna

UNIWERSYTETU GDAŃSKIEGO



1100598664

D103/7105

205

Vorwort.

Folgende kleine Geschichte ist nach Erzählungen meiner Mutter zusammengestellt. Natürlich war es nichts Selbsterlebtes, was sie schilderte; aber ihre Jugend fiel in die erste Hälfte des vorigen Jahrhunderts, und die furchtbaren Erlebnisse der französischen Zeit aus den Jahren 1807—14 bildeten damals noch so vielfach das Gesprächsthema älterer Leute, daß es sich ihrem guten Gedächtnis für immer einprägte. Sie wurde in Käsemark als Tochter des dortigen Pfarrers geboren, und es waren besonders die Leiden des Werders, die ihr geschildert wurden. Diese waren so groß und schwer, daß sie die Verarmung ganzer Dörfer nach sich zogen. Danzigs Drangsale jener Zeit sind vielfach beschrieben worden; in folgende kleine Geschichte mag ein schwaches Bild des damaligen Elends auf dem Lande gezeichnet sein.

Zum völligen Verständnis der Sachlage gehört, daß wir einen Blick auf das Werder in seiner einstigen Uppigkeit werfen, weil in dieser Periode die Geschichte des kleinen Helden unserer Erzählung beginnt.

Weihnachten 1913.

Die Verfasserin.



I.

Der Erbe.

Man schrieb die Jahreszahl 1799. Die Welt stand vor der Wende des Jahrhunderts. Alt-Danzig war seit sieben Jahren eine preußische Stadt, und die Segnungen des Friedens unter dem neuen Regiment söhnten es allmählich mit dem Bewußtsein aus, seine Selbstständigkeit aufgegeben zu haben; denn Handel und Gewerbe blühten, wie in den einstigen stolzen Zeiten der Hanse.

Auch das Werder, das stets unter Danzigs häufigen Kriegen mitgelitten hatte, stand wieder im Ruße großen Reichthums. Die wohlhabenden Hofbesitzer sahen stolz auf die Kaufleute Danzigs herab. Führen sie zur Stadt, so verlohnte es ihnen nicht, ihre guten Kleider anzuziehen, denn „für de Skorentequetschers“ — so nannten sie die Kaufleute — taten es die Alltagskleider auch! Sie die reichen Besitzer, blieben auch im einfachsten Anzuge die angesehenen Leute, die sie waren. Gingen sie aber im Dorf zur Kirche, so wurde der höchste Staat entfaltet; da trugen die Frauen ihre farbigen Seidenkleider oder kostbaren Pelze, die Männer die feinen blauen Tuchleibröcke mit Goldknöpfen. Natürlich sprach man überall in den Werdern nur Plattdeutsch, was um so weniger wunderbar war, da auch in Danzig in guten Bürgerkreisen dies damals die Umgangssprache war; ja, es gab sogar Kirchen, in denen noch ab und zu Plattdeutsch gepredigt wurde¹⁾.

Also von der oft gescholtenen Üppigkeit der Werderbesitzer war in der Zeit wirklich noch etwas vorhanden. Behaglich lebten diese reichen Leute dahin, unbekümmert um die politischen Händel der Welt. Es berührte sie kaum, daß da weit fort in Frankreich eine blutige Revolution tobte, Königsblut floß und dann der Sohn eines korsischen Bürgers den Thron der Bourbonen bestieg. Sie schüttelten

¹⁾ In unserer Erzählung ist das Plattdeutsche des leichteren Verständnisses wegen größtenteils ins Hochdeutsche übertragen worden.

darüber wohl bedauernd die Köpfe, aber eigentlich ging die ganze Geschichte sie nichts an! Ihr Leben, ihr Hab und Gut ward durch diese traurigen Ereignisse ja nicht gefährdet.

So dachte auch Peter Holt, Käsemarkts Schulze und reichster Besitzer. Dieser Mann schien ganz besonders vom Glück begünstigt zu sein. Seine Herden gediehen besser, seine Felder brachten reichere Erträge als die der Nachbarn.

Und doch war er nicht glücklich; saß er abends mit seiner Gattin unter der Vorlaube des Hauses, seufzte erst der eine und dann der andere von ihnen so recht aus Herzensgrunde. Selbst die Mitteilung des Hausherrn, daß der Schatz in der Geldkiste nach dem letzten Getreideverkauf um 800 Taler gewachsen sei, entlockten seiner Ehefrau nur einen neuen Seufzer.

Dem freundlichen Ortspfarrer fiel die unglückliche Stimmung des Ehepaares auf. Ihm vertraute es denn auch auf Befragen an, daß sein ganzer Kummer der sei, für die ersparten Reichthümer keinen Erben zu haben; denn die zwölfjährige Ehe des Paares war bisher kinderlos geblieben.

War es nun eine Unregung des Pfarrers, oder eigener, freier Entschluß, genug, nach einiger Zeit nahm das Ehepaar Holt einen Brudersohn der Frau an Kindesstatt an, den kleinen Gustav Karsch. Er war ein strammer einjähriger Junge, das jüngste von dreizehn Geschwistern. Alle Welt pries das Glück des Knaben, einst der Erbe des reichen Holt zu werden. Er entwickelte sich auch ferner ganz prächtig. Immer draller wurde sein Körperchen, immer purpurner seine Wangen. Aber sonderbar: die Freude der Pflegeeltern darüber war nicht mehr wie anfangs herzlich und froh; nur kühl und zurückhaltend stimmten sie den Bemerkungen der Nachbarn über Gustavs blühendes Aussehen bei. Dagegen fiel den Nachbarn an Holt eine eigenartige innere Fröhlichkeit auf, und der Pfarrer wurde eines Tages ungesehener Zeuge eines komischen Gespräches über dieses Thema. Zwei Besitzer standen auf der Dorfstraße in der Nähe des Pfarrgartenzaunes; der eine fragte den andern:

„Sei blot, weestst du nich, worom Holt emmer so schmuſ're¹⁾ deiht?“

„Hm“, war die ganze Antwort.

„Ma sei doch, wat meenst du, wat he häft?“

„Hm“, machte nochmals der andere.

1) lächeln.

„Wat sal dat! Emmer jägst du „hm“ on „hm“ on klickt nach'm Udboar¹⁾); de häft doarmet doch nusch to dohne!“

„Wer sägt di dat? Grod de häft doarmet to dohne!“

Der Frager ließ erstaunt die erhobene Hand sinken.

„Du meenst?“

„Joa, joa, eck weet.“

„Na, dat's joa bold wie met Sarah enne Bibel.“

Die beiden Nachbarn lachten und wanderten weiter. Der Pfarrer hörte zwar den Schluß ihrer Unterhaltung nicht, aber er wußte Bescheid. Der arme kleine Gustav tat ihm leid. Der war schlimm daran.

Das fanden die Dorfleute alle. Die Teilnahme für Gustavs Mißgeschick war weit größer als die für Holks Glück, und als der kleine Erdenbürger auf Holks Hofe eintraf, wurde er vom ganzen Orte mit Abneigung empfangen. Welche furchtbare Enttäuschung brachte dieses Ereignis Gustavs Eltern, die arme Grünbauern in Bürgerwiesen waren! Fragte man Holk, was einst aus Gustav werden sollte, so antwortete er stolz: „De ward moal Hofmeister bi min Söhn!“ —

II.

Eine merkwürdige Tauffeier.

Ge-spannt wartete man auf die Taufe des kleinen Holk. Natürlich würde die ein ganz üppiges Fest werden! Die Besitzerfrauen musterten ihre schweren Seidenkleider und bestellten in Danzigs ersten Pußläden neue Hauben vom teuersten Material. Aber noch immer kam keine Einladung. Schon vor mehreren Sonntagen hatte der Geistliche das übliche Dankgebet für Gottes Hilfe bei des Kleinen Geburt gesprochen. Die Wöchnerin hatte ihren Kirchgang gehalten; aber wann und wie die Taufe sein sollte, darüber hatte sie zu ihren intimsten Freundinnen noch keine Andeutung gemacht. Überhaupt waren Holks jetzt sehr zurückhaltend. Den kleinen Knaben hatte noch niemand gesehen, und wenn Vater Holk nicht so strahlend glücklich gewesen wäre, so würde man irgend einen körperlichen Fehler, ein Gebrechen am Kinde vermutet haben.

Allgemein fiel es auf, daß der Lehrer des Dorfes häufig bei Holks war. Stundenlang saß er mit dem Ehepaare bei dem Kinde.

¹⁾ Storch.

Darauf fuhren die Männer zusammen zur Stadt, hielten wieder mit Madame Holt lange Beratungen, und als eine neugierige Magd mal das Auge an das Schlüsselloch legte, sah sie, daß der „Schulmeister“ das Kind nach allen Richtungen hin maß. Was hatte das zu bedeuten?

Nun war der Mann aber nicht allein Lehrer, er war auch Schneider. Die Lehrer konnten ohne Nebeneinnahmen nicht bestehen, denn ihre Gehälter waren damals unendlich klein. Es war ihnen darum gestattet, ein Handwerk zu treiben. Der Käsemarker Lehrer also schneiderte. Aber bei einem so kleinen Kinde konnte er seine Kunst doch nicht verwerten! Fragte man Holt oder den Lehrer selbst, was das alles zu bedeuten habe, war stets die Antwort: „Wacht' man de Döp¹⁾ af!“

Also etwas Besonderes würde dies Taufest doch bringen!

Endlich war der große Tag da, und aus den umliegenden Ortschaften rollten elegante Spazierwagen heran. Auf den Rücken der mutigen, gut gefütterten Pferde glänzten silberbeschlagene Geschirre, und dichtgedrängt staunte die Arbeiterbevölkerung die gepuhten Frauengestalten an, die unter Holts Vorlaube diesen Wagen entstiegen. Wie auf einer Hochzeit schmetterten hier Musikanten lustige Weisen und Märsche den ankommenden Gästen entgegen, und alle hatten den Eindruck: „Der reiche Holt läßt sich die Taufe seines Sohnes und Erben etwas kosten!“

Dampfender Kaffee, damals noch kein so allgemein bekanntes Getränk wie heute, und Berge der schönsten Kuchen erwarteten die Gäste; aber etwas Ungewöhnliches lag darin nicht. An derartige Aufnahmen war man gewöhnt, und bald lag es wie Enttäuschung auf den Gesichtern der Gäste. Da erging die Aufforderung, sich zum Kirchengang bereit zu machen. Dies war der Zeitpunkt, wo der Fuß der Frauen so recht zur Geltung kam. Selbstbewußt schritten die meist großen, stattlichen Gestalten in rauschenden, schweren Seidenkleidern dahin. Die Männer in ihren blauen Tuchleibröcken mit Goldknöpfen nahmen sich nicht minder stattlich aus.

Die reichsten Besitzer der Umgegend oder deren Frauen waren als Paten geladen. Im Halbkreis reihten sie sich um den Geistlichen, der sie schon am Taufstein erwartete. Das Elternpaar und die übrigen Gäste nahmen in den Kirchenbänken Platz.

¹⁾ Taufe.

Eine erwartungsvolle Stille herrschte. Da erschien die Hebamme mit dem Täufling, legte ihn der zunächststehenden älteren Patin auf die Arme und hob die Decke ab.

War das nicht ein „Guch“, ein Ausschrei, der durch die Kirche tönte?

Beschämt hielt eine junge Patin das Tuch vor das Gesicht; aber auch in den Mienen anderer prägte sich ein deutlicher Schreck aus.

Mein Gott, was war das! Welch seltsames Geschöpf lag da auf dem Taufkissen! Das war doch kein gewöhnliches Menschenkind, das war ja ein Affe.

Aber nein, es war doch ein Kind! Aber wie sah das Würmchen nur aus! —

Auch der Geistliche war staunend einen halben Schritt näher getreten und betrachtete den Täufling. Bedauernd schüttelte er dann den Kopf, begann seine Rede und taufte das Knäblein „Martin“.

Niemand jedoch achtete auf ihn; jeder starrte verwundert auf das arme Kind, dem Elterneitelkeit beim ersten Schritt ins Leben einen schlimmen Dienst geleistet hatte.

Denn in einem enganliegenden Anzug aus schwerer, grüner Seide, genau der damaligen Männertracht nachgearbeitet, lag ein elender, ungewöhnlich häßlicher Junge auf dem weißen Spizentissen. Sein Wämöchen schlossen echte Goldknöpfe, und das grüne Hütchen, durch die Decke verschoben, saß ihm auf einem Ohre. Das gelbliche Gesichtchen hatte einen greisenhaften Ausdruck, und als das Kind zu schreien begann, klang es so jämmerlich, als wolle es der ganzen Welt sein Leid klagen.

Der Schreck der Taufgesellschaft war nur zu verzeihlich. Des Täuflings Eltern aber sahen darin nur staunende Bewunderung. Mit selbstgefälligem Lächeln schaute Volk umher, und deutlich stand's in seinen Mienen: „Ja, ja, so etwas Feines kann sich nur der reiche Volk leisten!“ —

Als der kleine Martin getauft war und das Festmahl begonnen hatte, zog der Geistliche den Taufvater bei Seite:

„Sagen Sie, lieber Freund,“ redete er auf ihn ein, „wie kamen Sie darauf, Ihr Söhnchen in so ungewöhnlichem Anzug taufen zu lassen? Den, fürchte ich, vergift man dem Knaben nie!“

Volk, der sonst stets Plattdeutsch sprach, bemühte sich, dem Pfarrer hochdeutsch zu antworten. Er sagte:

„Das is auch gut! Laß de Zeit man wissen, daß mein Jung' in Seid' gehen kann, wenn er will.“

Darauf entgegnete der Pfarrer: „Ei, lieber Herr Holt, Sie sollten nicht so prahlen! Man kann nie wissen, was das Leben uns bringt. Außerdem gefiel niemand der Puß des Kleinen. Die Leute lachten darüber nur.“

„Laß se man lachen! Mein Jungchen sah sehr nett aus. Hat der Schulmeister das Wams und de Birchen nich gut gemacht?“ triumphierte Holt.

„Ich weiß nicht. Das ist kein Anzug für einen Täufling!“ Mit diesen Worten ging der Pfarrer auf seinen Platz zurück.

Die Frauen aber waren mit der Überraschung, die das Fest gebracht, außerordentlich zufrieden. So amüsiert hatten sie sich lange nicht! Frau Holt sagten sie die größten Schmeicheleien und Anerkennungen, baten sich den Anblick des Kindes nochmals aus, und als die Mutter mit dem unglückseligen Würmchen erschien, stießen sie einander an, traten sich auf die Füße und wollten vor Lachen bersten, sobald Frau Holt ihnen den Rücken kehrte. Am meisten spottete Frau Karsch, Gustavs Mutter, die sonst von den reichen Hofbesitzerfrauen nicht recht „für voll“ angesehen wurde. Aber heute hatte jede mit ihr Mitleid; denn ihr Sohn, das reizende „Gustavche“, war nun um alle Zukunftsaussichten betrogen. Der pausbäckige Junge wurde gehätschelt und mit Kuchen gefüttert. Der kleine Holt aber erhielt heute einen Namen, der ihm sein ganzes Leben trüben sollte. Alle Dorf Frauen waren darüber einig: „Dat 's 'ne Ap!“¹⁾ Und „de Ap“ war und blieb er. Manche wußten später im Dorfe kaum, daß er „Martin“ getauft war. Wenn man von ihm sprach, hieß es: „Doar kömmt de Ap!“ „Dat häst de Ap sägt!“ und so weiter. Das hatte, wie der Geistliche prophezeite, der unglückselige Taufanzug verschuldet.

Der arme kleine Junge! Er hat wirklich ernstlich unter seinem Spottnamen zu leiden gehabt.

III.

„Der Franzos' kömmt!“

Jahre waren seit der merkwürdigen Tauffeier bei Holts vergangen. Die unglückliche Doppelschlacht von Jena und Auerstadt war geschlagen. Nur langsam drang die Trauerkunde ins Werder, fast

¹⁾ ein Affe.

gleichzeitig mit der Nachricht von dem Siege bei Eylau. Das beruhigte die Gemüther der Landleute. Aber als man sah, daß Danzigs stark zerfallene Festungswerke eifrig ausgebessert wurden, da war kein Zweifel: es gab eine Belagerung der Stadt! Und bald hörte man von einem Vordringen der Franzosen bis Berlin, von der Flucht der königlichen Familie nach dem Osten. Was würde jetzt werden? Das Absperren der Steinschleuse und die Überschwemmung der unteren Mottlaudörfer, das Einreißen der Gebäude Neugartens in Danzig gab eine traurige Antwort. Der Feind nahte, „de Franzos' wär doar!“ Was würde aus dem offenen, schußlosen Werder werden? Diejenigen preussischen Truppen, die zum Schutze des Werders bestimmt waren, zogen sich nach der Mehrung zurück, um die Verbindung mit Ostpreußen frei zu halten. Preisgegeben lag das Werder da. Scharen versprengter Flüchtlinge zogen auf dem Weichseldamm nach dem festen Danzig, an Käsemark vorüber, die Wagen voll allerlei Hausrat, daneben als Treiber die elendesten Gestalten. Meistens waren dies Dirschauer, denen die Franzosen den größten Theil ihrer Stadt eingeäschert hatten. Entsetzt erfaßte die Werderbewohner, als trotz blutiger Gegenwehr der preussischen Truppen die Franzosen bis Wohlaff vordrangen, bei Stutthof und Steegen die Weichsel überschritten und Danzig ganz einengten.

Käsemark, so dicht an der Weichsel gelegen, hatte furchtbar durch die feindlichen Einquartierungen zu leiden. Täglich waren neue Scharen da und forderten gute Verpflegung; aber das Beste war ihnen immer noch nicht gut genug. Sie raubten und plünderten, und wer sein Eigentum verteidigen wollte, begab sich in die größte Lebensgefahr. Als französische Soldaten den Hof des Besitzers Holt plünderten, wäre es letzterem bald schlecht gegangen. Er hatte seine schönen Kutschpferde so geschickt verborgen, daß die Feinde an dem Versteck ahnungslos vorübergingen. Da verrieten sich die Tiere durch ihr Gewieher. Wütend drangen die Getäuschten auf Holt ein, als er auch jetzt noch die Pferde zu retten versuchte. Es wäre vielleicht sein Ende dagewesen, hätte nicht sein schwächliches, siebenjähriges Söhnchen sich schützend vor den Vater geworfen. Dieser Aublick rührte die Feinde, und nur ein leichter Säbelhieb schrammte Holts Wange, der ihm für immer ein martialisches Aussehen gab. —

Das Leben der Holts war sehr einfach geworden. Infolge der Einquartierungen und Plünderungen mußten sie sich sehr einschränken. Martins Anzug erinnerte nicht mehr an die Prachtentfaltung

bei der Taufe: Ausgewachsen und verwachsen umschloß er den kleinen dürftigen Körper, und wie der Pfarrer es einst prophezeit hatte, der Spottname „de Ap“ war ihm geblieben und machte, daß der schüchterne Knabe die Menschen floh.

Sein drei Jahre älterer Pflegebruder war dagegen der Liebling des Dorfes. Stark und hübsch, gewann er sich durch seine derbe Fröhlichkeit viele Freunde. Doch in dieser bösen Zeit achtete überhaupt kaum jemand auf die Knaben. Holsk liebten ihren einzigen Sohn zwar innig, aber diese Liebe äußerte sich nur in körperlicher Pflege. Selbst in den knappsten Zeiten hatte die Mutter immer für ihren Liebling ein Stückchen Fleisch. Daß dieses aber meistens von Gustav gegessen wurde, der es dem kleinen Pflegebruder mit den scherzhaften Worten: „De Franzos' kömmt“, entriß, das wußte sie nicht. Die Eltern sahen und wußten es auch nicht, daß ihr Pflegejohn ihr eigenes zartes Kind auf jede Art tyrannisierte und ihm seine kindlichen Freuden verdarb; die Not der Zeit nahm sie zu sehr in Anspruch.

Täglich schallte von Danzig Kanonendonner herüber, und abends erglühete im Feuerschein der Horizont. Man jammerte, daß sich die Stadt trotz der unzähligen Opfer an Gut und Menschenleben nicht würde halten können, und dann, an einem herrlichen Maimorgen, hieß es: „Die Festung Danzig hat kapituliert!“ —

Längst schon wohnten Not und Sorge unter den Dächern der breiten Vorlaubenhäuser und von dem Wohlleben der Werderbesitzer war keine Spur mehr: zerstampft lagen die einst blühenden Äcker, leer waren Ställe und Scheunen. Und immer wieder von neuem erschienen raubend und plündernd die Franzosen. Die eigene Arbeiterbevölkerung durchzog beschäftigungslos bettelnd und stehlend das Land. Der Hunger tat weh.

Dazu die furchtbaren, unerschwinglichen Kriegssteuern! Mancher Besitzer ließ Haus und Hof in Stich und flüchtete mit seiner Familie, um dann elend und bettelarm nach einiger Zeit doch wieder in sein verwahrlostes Heim zurückzukehren.

Peter Holsk aber machte es durch seine Schlaueit möglich, die Wirtschaft einigermaßen instand zu halten. Er gebärdete sich wie der Ärmsten einer; doch immer half ihm diese Verstellungskunst nicht. Als er sich einst weigerte, die ihm auferlegte Kriegskontribution zu zahlen, setzte man ihn hinter Schloß und Riegel und ließ ihn nicht eher frei, bis er sich verpflichtete, das Doppelte zu zahlen.

Und er zahlte! An der Sage von Holzs Talerkiste im Keller mochte doch etwas Wahres sein. —

Der Tilsiter Friede brachte für Stadt und Land nur scheinbare Ruhe, denn die Erpressungen der Franzosen steigerten sich von Jahr zu Jahr. Was half es den Landleuten, wenn sie mit knapper Not einige Acker bestellten? Der Ertrag war nicht einmal für die enormen Forderungen der Franzosen ausreichend.

Auch in den Spielen der Kinder spiegelte sich die Not der Zeit. Eines Tages sah der Pfarrer den kleinen Martin weinend am Grabenuser sitzen. Auf die Frage, was ihm sei, antwortete das Kind:

„De Franzos' nemmt mi emmer min Specktüg¹⁾ weg.“

„Aber wir haben ja jetzt keine Franzosen hier“, entgegnete der Pfarrer.

„Doch,“ schluchzte der Junge, „de Gustav speelt emmer Franzos' met mi, on denn nemmt he mi alles weg! Joa, rein alles nemmt he mi weg!“ beteuerte er klagend.

„Was sagen deine Eltern dazu?“

„Se weeten dat nich. Eck kann dat nich vertelle, sonst schleiht he mi!“

„Das ist ja schrecklich! Ich werde mit deinen Eltern sprechen.“

Der Junge ließ ihn kaum ausreden.

„Ne, ne, joa nich Vader sei! Eck hä son' Angst!“

„Dann komm mit zu mir. Du kannst im Garten mit meiner kleinen Tochter spielen.“

Sofort erhob sich das Kind und, zutraulich sein schmutziges Händchen dem Geistlichen reichend, wanderte er mit ihm dem Pfarrhause zu.

Das war Martins erster Besuch dort. Bald aber war er täglicher Gast. Seinen Eltern war es recht, daß er am Unterricht der Pfarrertöchter, die mit ihm ziemlich in einem Alter waren, teilnahm. Aber bald überflügelte er die Schulkameradinnen, und der Pfarrer sah mit Freude, wie aus des Knaben großen, blauen Augen, das einzig Schöne in dem unregelmäßigen Gesichtchen, Verstand und Interesse leuchteten.

Es machte sich nun von selbst, daß Martin auch seine Spielsachen ins Pfarrhaus brachte. Der „Franzose“ konnte sie ihm dort nicht nehmen. Aber jetzt versuchte dieser, ihm mehr zu nehmen:

1) Spielzeug.

der Eltern Liebe. Martin hatte durch das tägliche Beispiel der Pfarrersfamilie seine Manieren etwas verbessert. Ihn mit seiner Feinheit zu necken, war Gustavs tägliches Bemühen bei den Mahlzeiten. Er brachte Vater Holt dadurch allmählich die Ansicht bei, daß Martin durch den Umgang im Pfarrhause und den Unterricht dort Geschick und Interesse für die Landwirtschaft einbüße und überhaupt ein völlig unbrauchbarer Mensch werde.

So vergingen einige Jahre. Als der Pfarrer Holt einmal Freundliches über Martins geistige Begabung sagte, wie leicht dem das Lernen würde, warf der mit wegwerfender Gebärde den Kopf zurück und sagte:

„Was der Jung' lernt, is mir ganz eingal! Wer hat Zeit, an sone Dummheiten zu denken! Mir wär' lieber, Martin wär' wie Gustav. Der hilft mir inne Wirtschaft. Aber mein dämlicher Jung' kennt nicht mal unse paar Pferd'!“

Der Geistliche suchte dem Schulzen den Wert geistiger Bildung klar zu machen, daß er, falls die Zeiten sich bessern würden, studieren könnte. Er hatte damit einen Funken ins Pulverfaß geworfen.

„Staddieren soll mein Jung'? Na, das wär' for mich ein Unglück! Wenn de Sach so steht, laß ich ihm keine Stund' länger bei Herr Präger lernen. Nu kommt er in de Wirtschaft und dabei bleibt's!“

Bergeblich bemühte der Pfarrer sich, dem heftigen Manne klar zu machen, wie schade es sei, Martins Unterricht zu unterbrechen, er wurde nur immer erregter:

„Ich dank dem Herrn Präger für die Müh', die er mit 'm Jungen gehabt hat; aber för'n Landmann is er all klug nug! Das Lernen verdirbt ihn für de Wirtschaft! Wenn ich mal dod hin und de tod-drige Franzos' is aus 'm Land, denn soll er doch mein Hoff erben! Wenn er denn auch nich weiß, was Mist auf lateinisch heißt, wenn er man weiß, wenn er ihn außs Feld bringen muß! Das weiß Gustav alles. Von dem kann er das lernen.“

„Dann, Herr Holt, will ich Sie doch noch warnen, schützen Sie Ihren Sohn vor Gustav! Ich fürchte, das ist kein guter Charakter, er tyrannisiert Martin.“

„J', Gustav is nich so schlimm! Er zergt Martin bloß. Das schad't nuscht! Der is so weichlich un weint gleich immer und is doch all zwölf Jahr.“

Ja, die Zeit war vergangen; Martin ging mit der Jahreszahl, und unter Not und Elend, Sorge und Angst war das Jahr 1812 angebrochen.

IV.

Ungleiche Sinnesart.

Es war Frühling, und die Stadt Danzig wie ihr Landkreis wurden wochenlang durch massenhafte Einquartierung belästigt. Napoleons „große Armee“ flutete in breitem Strome der russischen Grenze zu, über Dirschau bis Danzig durch die Werder allein etwa 80 000 Mann.

Gleich Agyptens Fluren, die einst Heuschreckenwärme vernichtet hatten, so lagen nach dem Durchmarsch dieser Heereshaufen die Felder des Werders da. Gebrochen, fast stumpfsinnig, schauten die ruinierten Besitzer auf ihre verwüsteten Acker.

Und dazu der Kummer, die Sorge um ihre Angehörigen, die gleich anderen Deutschen mitziehen mußten in den Krieg gegen Rußland, das allein von allen europäischen Staaten es noch wagte, dem gewaltigen Eroberer zu trotzen.

Wie groß war jetzt die Armut in den einst so üppigen, reichen Werdern! Selbst in Holks Hof war sie eingekehrt, und die Zeit des großen Tauffestes erschien wie ein Traum. Hatten die ungeheuren Steuern und Kriegskontributionen die Talerkiste schon völlig geleert, oder war diese zur Schau getragene Armut vielleicht nur eine List? Dann war sie aber mit großer Energie durchgeführt, denn selbst Freiheitsberaubung und körperliche Mißhandlungen hatten Volk nichts mehr zu entlocken vermocht.

Zurzeit war ein wenig Ruhe eingekehrt, die Ruhe vor dem Sturm!

Der kleine Martin war im Pfarrhause nur noch ein seltener Gast. In zerrissenen Höschen hütete er seines Vaters wenig Vieh, und knapp waren die Mahlzeiten, die ihn zu Hause erwarteten. Aber gerade weil seinem Magen nicht mehr zu viel zugemutet wurde, erholte er sich körperlich. Vater Volk triumphierte und jagte: „Dat's, wiel he s'ick nich mehr so met lehre¹⁾ afquält.“

Auch die Pfarrerleute freute Martins besseres Aussehen. Für den schlanken Knaben paßte der böse Spottname gar nicht mehr. —

¹⁾ lernen.

Es war Hochsommer, und man war dabei, die spärliche Ernte unter Dach zu bringen. Gustav wie Martin halfen dem Vater, so viel sie vermochten, ersterer schon im Fach der Scheune beim Einschichten der Garben. Aber da es immer nur dieselben zwei Pferde waren, die mit dem Leiterwagen hin und zurück in das Feld fuhren (denn so weit war der einstige große Pferdebestand zusammengeschnolzen), gab es zwischen den Fuhren stets längere Pausen. Die Knaben machten sich dann auf dem Hofe zu schaffen. Der Pfarrer, der als Gast im Zimmer am offenen Fenster saß und auf Holz wartete, beobachtete sie beide. Gustav kramte in der Ecke des Hofes, wo hinter einem Strauchhaufen mehrere leere Kalktonnen standen. Heimlich hatte er hier einige Scheffel Getreide versteckt. Die Dorfnachbarn wußten es sämtlich, nur Holz selbst nicht, daß spät abends ein Mann dieses Getreide einsackte und damit auf einer Karre davonfuhr. Dieser Mann war Gustavs rechter Vater, der gänzlich verarmte und verkommene Grünbauer Karsch. Früher hatte sein reicher Schwager ihn mit Geld unterstützt, aber jetzt hatte jeder mit sich selbst zu tun. Erklärlich war es aber, daß niemand Gustavs Tun an Holz verriet.

Martin hatte sich unabsichtlich auch nach der Hofecke gewandt, und als er Gustav an den Tonnen umherwirtschaften sah, trat er mit der Frage: „Wat häst du doar?“ auf ihn zu.

„Wat spiggenerscht¹⁾ du dämliche Ap hier romm²⁾“, war die wütende Antwort. Und allerlei Gerümpel auf die Tonne werfend, fuhr er fort: „Häst woll Angst, da eck di wat wegnehm!“

„Dat häst du oft 'nog gedahn“, sagte ruhig Martin.

„Du nähmst mi veel mehr!“ schrie Gustav.

Völlig verständnislos starrte Martin ihn an.

„Zawoll, dat deedst du! Wenn du nich wärst, hördt mi hier moal de Hoff. Dat sägt jedwieder³⁾!“

„De Hoff gehört doch ons Vader!“ antwortete noch immer verständnislos der Beschuldigte.

„Du best und bliwst 'n Ap!“ Damit wollte Gustav sich entfernen. Da erscholl von der Dorfstraße her ein Schreien, Johlen, Bellen und Knurren, und durch die offene Hofspforte stürzte ein ruppiger, elender Schäferhund an den Knaben vorüber auf die leere Hundehütte zu und verschwand darin.

1) spionierst. 2) herum. 3) jedermann.

Eine Schar Dorfjungen mit Knütteln und Steinen in den Händen stürmten ihm nach. Gustav sprang auf die Bude und rief: „Koamt, koamt, Junges, hier es de Hund.“

Und jetzt prasselte ein Steinregen auf das Dach der Hundebude und flog durch die enge Öffnung hinein. Ein klägliches Geheul bewies, daß das Tier getroffen war.

Der Pfarrer erhob sich von seinem Fensterstuh und wollte dem grausamen Treiben ein Ende machen. Da sah er, wie Martin mit ausgebreiteten Armen vor die Bude trat:

„Loat den Hund en Fred¹⁾. Eck well nicht, dat Zi em quält.“

Mit Tränen in den blauen Augen schaute er mutig auf die Angreifer.

Diese zögerten. Da erhob sich Gustavs Stimme: „Riek de Ap! Riek, de Ap kriecht Kurasch!“ Gustavs stete Anhänger, die Dorfjungen, stimmten johlend in den Ruf ein, und wie ihr Anführer stürzten sie sich auf Martin, um ihn von der Bude fortzuzerren.

Aber diese wilde Szene hatte noch einen Zeugen. Mit dem Rufe: „Tomm Donnerwetter, wat geiht hier vör!“ trat Hoff unter die streitenden Knaben.

Erschrocken stand die Bande einen Augenblick wie angewurzelt und verschwand dann schleunigst vom Hofe. Gustav aber, eine harmlose Miene aufsetzend, sagte, auf die Bude deutend:

„Hier benne es e kranker Hund. He es villicht doll! Wi wulle em dod make, dawer Martin lätt dat nich. He well woll mett em speele!“

Der Vater bückte sich und sah in die Bude.

„Dat Beh sitt blot verhungert ut! Dawer eck war em doch lewer dodschöte.“ Dabei machte er Miene, ins Haus zu gehen, um sein Gewehr zu holen.

„Ach, Vader, lat em doch lewe!“ Bittend legte Martin die Hand auf seines Vaters Arm.

„Wat wellst met dat franke Beh?“ fragte dieser.

„Em gesund plege. Mutter ward mi woll beet Freete jör em gäwe!“

„Wi brucke keene onnödigen Freeter mehr!“ Aber die aufsteigenden Tränen in Martins Augen sehend, setzte der Vater hinzu: „Na mientwege. Red met Nuttre.“

1) in Frieden.



Dann sich zu Gustav wendend, der sich pfeifend entfernen wollte, sagte er: „Komm doch moal beet mett en ne Stall!“

Eigentümlich pfeifende Töne, gepaart mit schmerzlichem Stöhnen drangen bald darauf zum Pfarrer. Es klang, als ob jemand kräftig die Reitpeitsche schwang, daneben wie hündisches Winseln. Dann wurde die Stalltür aufgestoßen, und Gustav, von starker Hand gestoßen, flog auf den Dunghaufen.

„Es mußte einmal so kommen“, sagte billigend der sonst so friedliebende Geistliche, und ging Holf entgegen, der erregt ins Zimmer trat.

„Ich habe Ihr Strafgericht mit angesehen“, sprach er, „und freue mich aufrichtig, daß Sie endlich einmal Zeuge waren, wie lieblos Gustav seinen Pflegebruder behandelt.“

„Das is en Kader! Das hätt' ich nich' dacht. Nu wird er so was nich' mehr tun. Er hat sein Denktettel.“

„Ich warnte Sie längst schon, aber Sie sind von Ihrem Pflegejohn sehr eingenommen!“

„Ich seh', daß Martin ohne Gustav nich' wird wirtschaften können. Er is immer halb im Schlaf und vergißt alles. — Wenn ich Gustav was auftrag', kann ich sicher sein, daß er es auch gut ausführt.“

„Das ist ja schön, aber ich rate Ihnen wie Ihrer Frau: beobachten Sie die Knaben in ihrem Umgang miteinander.“ —

Als der Pfarrer nach einiger Zeit Hofs Hof verließ, sah er Martin neben dem kranken Hunde vor der Bude sitzen und ihm nasse Umschläge auf seinen zerschundenen, zerstückelten Körper legen. Ein leeres Schüsselchen bewies, daß er das Tier gefüttert hatte.

„Hast du nicht Angst, daß dich der fremde Hund beißt?“ fragte er ihn.

„Nein, gar nicht!“ jagte Martin hochdeutsch, wie er stets im Predigerhause gesprochen. „Er leckt mir ja schon die Hände.“ Ein glückliches Lächeln verklärte sein Gesicht.

Von jetzt ab sah man das Kind nur noch in Begleitung des Hundes, und es war geradezu rührend, wie diese Freundschaft den Knaben beglückte. Wagten doch die Dorfkinder sich jetzt nicht mehr an ihn heran, und auch Gustavs Annäherung beantwortete das Tier mit Zähnefletschen und Knurren.

V.

Eine fragwürdige Heldentat und schlichter Opfermut.

Eines Tages kam der Geistliche auf dem Dammtwege aus einem entlegenen Dorfe seines Sprengels. Da ein Fuhrwerk schwer zu haben war, ging er zu Fuß. Er sah traurig auf die unbebauten Felder, auf denen nur selten etwas Vieh weidete, sah auf der Weichsel weder Holzflöße noch Kähne gen Danzig fahren und dachte: „Wie zeigt doch diese öde Landschaft das Elend der Zeit! Nirgends sieht man ein freundliches Bild, hört nirgends Gesang oder Lachen.“

Da erklang aus dem Strauchwerk des Außendeiches, von einer Kinderstimme gesungen: „Wie wunderschön ist Gottes Erde!“ und Martin, gefolgt von seinem Hunde, tauchte aus dem Weidengebüsch auf.

„Junge, was treibst du hier?“ rief ihn der Pfarrer an, und da dunkle Röthe des Knaben Gesicht überzog, setzte er hinzu: „Du wirst doch nichts zu verbergen haben?“

„Ich will es Herrn Prediger zeigen, aber bitte, sagen Sie es niemand!“

„Ich werde sehen — wenn es nichts Böses ist?“

Martin führte ihn um das Gebüsch. Der Junge bog die Zweige auseinander. Ein flacher Hügel wurde sichtbar, der sich bei näherer Betrachtung als eine mit ausgestochenen Rasenstücken belegte Wächterbude, wie sie Hirten im Felde haben, erwies. Weidenzweige beschatteten sie, so daß sie in dem üppigen Gesträuch kaum sichtbar war.

„Junge, wie hast du dir dies Versteck geschaffen?“ fragte erstaunt der Pfarrer.

Statt aller Antwort öffnete Martin die kleine Thür der Hütte und wies stolz auf das Lager von Laub, den kleinen, rohgezimmerten Tisch mit ähnlichem Bänken davor.

„Das alles habe ich mir selbst gemacht!“ begann er zu erzählen. „Zufällig entdeckte ich diese alte Hütte hier im Strauch. Sie ist mit Sand umschüttet. Ich denke, Flüchtlinge werden hier mal gehaust haben. Ich habe sie gereinigt und mir den Rasen zum Belegen des Daches gestochen, Tisch und Bank gezimmert. Nun sitze ich hier mit meinem Hunde und mit den Büchern, die Herr Prediger mir schenkte, und kein Mensch weiß, wo ich bin. Ist das nicht herrlich? Nicht wahr, Herr Prediger werden mich nicht verraten?“

„Nein, gewiß nicht! Es ist nichts Böses, was du tust.“ Der Pfarrer nahm dabei Martins Bücher zur Hand. Das erste, das er aufschlug, war der „Robinson“.

„Dacht ich's doch! Du spielst ein bißchen Robinson, und der Hund ist wohl dein Freitag? Wie heißt er eigentlich?“

„Treu! O, er ist mir so treu! Ich kann mich auf ihn verlassen.“

„Nun, das freut mich. Doch ich will dich nicht länger stören!“

Der Geistliche nahm seine Wanderung von neuem auf und dachte dabei: „Wie kommen die Volks nur zu dem phantasiervollen, gutherzigen Knaben!“

Martin aber fühlte sich glücklicher als je. Er besaß ein kleines, eigenes Heim, in dem ihn niemand ärgerte und neckte, und einen Freund, der ihn liebte und schützte, wenn dieser Freund auch nur ein Tier war. Täglich wanderten die beiden zum Außendeich, und des Knaben Eltern, bedrückt und sorgenvoll, wie sie waren, achteten nicht auf seine Spaziergänge. Gustav aber war froh, daß er den „Aufpasser“, wie er Martin nannte, los war.

Doch der Winter kam und machte Martins Robinsonade ein Ende, der Winter, dessen eisige Kälte der Welt so furchtbare Überraschungen brachte.

Gegen Ende Dezember verbreitete sich die Nachricht von der Vernichtung des französischen Heeres. Niemand glaubte daran. Aber da kamen sie schon, diese traurigen Jammergestalten, in denen man kaum noch Soldaten erkannte. Zu Fuß sich fortschleppend, auf jämmerlichen Kleppern hängend, oder todkrank auf Karren geladen, so kehrten die zurück, welche auf Geheiß des gewaltigen Eroberers in die russischen Steppen gedrungen waren, um ihm neue Lorbeeren zu erkämpfen.

O Entsetzen! O Grauen! O Jammer!

Manch Werdermädchen überflog mit juchendem, furchtjamem Auge die Reihen dieser Unglücklichen. War unter den Schattengestalten vielleicht ihr Schatz? Nein, sie fand ihn nicht. Aber wo mochte er weilen? Wo waren all die Ehemänner, Söhne und Brüder, die einst so stramm und gesund ins Feld gezogen? Waren sie als Helden in der Schlacht gefallen? — Nein, nein, sagt euch, ihr armen Eltern und Frauen! Elend umgekommen, erfroren liegen eure Lieben unter Rußlands Schnee!

Ein Rachedurst, wie man ihn dem schwerfälligen Bauernvolke nicht zugetraut hätte, loderte in der Werderbevölkerung auf. Doch

das Bewußtsein der Ohnmacht, der jahrelang anerzogenen knechtischen Furcht, ließ sie ihr Joch weiterschleppen. Was half es, daß General Yorck sich von den Franzosen lössagte, daß Preußen ihm zujubelte? Danzig kam man nicht zu Hilfe. Fordernd zogen die Franzosen durch das Land und raubten dem Landmann alles, was sie bekommen konnten. Zwar nahen hilfreich die russischen Truppen und schlugen sich tapfer bei Rosenberg mit den Franzosen. Die Flammen des brennenden Dorfes röteten abends den Himmel, aber für Danzig war das Gefecht belanglos.

Der Winter war ungewöhnlich streng, und Stroh und Stoppeln, der Landleute Heizmaterial, in Danzigs Magazine geschleppt worden. Da man kein Geld zum Ankauf von Holz und Torf besaß, litt man nicht allein durch Hunger, sondern auch durch Kälte entsetzlich.

Besonders galt dies von den Arbeitern und Armen. Die Ställe der Besitzer mit dem wenigen Vieh waren für sie noch immer der wärmste Aufenthalt. Dort saßen oft ganze Familien zusammen und kauten ihr schwarzes Kleienbrot. Wer einige Kartoffeln in der Miete oder in der Kaule unter dem Bette hatte, wagte nur nachts an diesen Schatz zu gehen, aus Furcht, von den Franzosen dabei überrascht und beraubt zu werden. So litt auch das Werder in dieser Zeit unendlich. —

An einem klaren, kalten Februartage war es bei Holts in der großen Stube unerfreulich kalt. Der Ofen wurde nur noch so weit geheizt, um das Essen darin zu kochen. In einer seidenen, zerschlißenen, gewiß einst sehr teuren Pelzjacke saß Frau Holt und strich etwas Honig auf eine Scheibe Schwarzbrot, die sie Martin hinschob, der in dicker Flausjacke ihr gegenüber saß. Der Pfarrer, der Dritte am Tisch, nickte Martin zu:

„Ja, ja, mein Junge, deine Mutter hat immer noch etwas Gutes für dich! — Er gedeiht auch, trotz der Not der Zeit“, wandte er sich an Frau Holt.

„Joa, joa, Gott si gedankt“, jagte die Frau.

Martin, nachdem er sein Brot verzehrt, griff zur Mütze.

„Wo willst du hin?“ fragte der Pfarrer.

„Ich möchte noch spazieren gehen“, war die Antwort.

„Joa, min Zundste, du mott'st di oawer noch wat antrecke.“

Die Frau verschwand in der Kammer und kam mit einem Arm voll Kleidern zurück.

„Dawer Mutter!“ Abwehrend streckte Martin die Hand aus. Doch ihm half keine Gegenwehr. Den dicken Wollschal und die Pelzmütze ließ er sich schließlich gern gefallen. Aber er mußte auch noch des Vaters kurzen Pelz über den Arm nehmen, „für alle Fälle“, wie seine Mutter ihm bedeutete.

Sich höflich vom Pfarrer verabschiedend, ging der Junge mit seinem Hunde zur Stube hinaus, und die Zurückbleibenden sahen ihn den Weg zum Damm einschlagen.

„Sie werden noch Freude an Ihrem Sohn erleben“, nahm der Pfarrer das Gespräch auf.

„Om! Weet Gott!“ sagte die Frau. „Dat es so gor keen Verlat opp em. Am Gustav hä'n wi mehr!“

„Ich begreife nicht, wie Sie die Knaben nur miteinander vergleichen können!“ war die etwas untwirsche Antwort. „Ich fürchte, Gustav ist kein guter Mensch.“

„J doch. Und an ons hängt he sehr! Wi käne em alles anvertrue!“

„Aber dem Martin doch erst recht“, eiferte der Geistliche.

„Nee, nee. De vergätt, wat em befohle es. Am leewsten leest he de ganze Dag.“

Wieder fühlte der Pfarrer den Vorwurf heraus, daß er durch seinen Unterricht Martin für das praktische Leben verborben habe. Er verabschiedete sich und ging etwas geärgert nach Hause.

Da horch! Was war das denn nur wieder! Jammergeschrei und französische Worte trafen unterwegs sein Ohr. Das Dorf aufwärts kam ein Reitertrupp, verteilte sich auf die einzelnen Gehöfte, und überall erklang dann bald lautes Weinen und Klagen. Der junge Offizier an der Spitze bog jetzt von der Straße ab in den Hofschen Torweg ein. Tiefes Mitleid erfaßte den Geistlichen. Er folgte dem Reiter, und mit höflichem Gruß an ihn herantretend, bat er um Schonung für das unglückliche Dorf. Doch kühl und abweisend ersuchte ihn der junge Offizier, sich nicht in diese Angelegenheit zu mischen. Die Not in Danzig sei bereits sehr groß, viel größer wie hier auf dem Lande, und er müsse seine Pflicht tun.

Traurig verließ der Pfarrer den Hof und fand, nach Hause zurückgekehrt, daß man auch ihm die letzte Kuh aus dem Stalle genommen habe. Weinend sah seine Gattin dieselbe nach einiger Zeit mit anderem Rindvieh an ihrem Hause vorüber treiben.

Geraume Zeit war nach diesen Schreckensszenen vergangen und die Franzosen mit ihrem Raube auf dem Wege nach Danzig. Die Pfarrersleute saßen in trüber Stimmung beisammen, als es eilig an ihre Thür pochte und gleich darauf Martin hastig und aufgereggt ins Zimmer trat. Sein Atem flog, das Haar klebte ihm an der Stirn.

„Um Gotteswillen, Kind, was ist dir?“ Der Geistliche war ihm entgegengetreten und drückte den Knaben auf einen Stuhl.

„Ein Unglück.“ Mehr brachte das Kind nicht heraus.

„Ist deinen Eltern etwas passiert?“

Kopfschütteln beantwortete die Frage.

Da trat der Pfarrer zum Schrank, goß ein wenig Wein in ein Glas und hielt es dem Knaben an die Lippen.

Ein Schluck, ein tiefer Atemzug und Martin begann: „Ich war zu meiner Hütte im Außendeich gegangen. Als ich auf dem Rückwege den Damm betrat, da sah ich einen Trupp französischer Reiter mir entgegen kommen. Vor sich her trieben sie eine kleine Herde Rindvieh. Ich sah des Vaters Kühe . . . ich erschrak. In dem Augenblicke wurde es um mich lebendig. Aus den beschneiten Gebüsch an den Seiten des Damms tauchten Gestalten auf. Es flogen große Kugeln durch die Luft. Ich wußte sofort: das war Gustav mit den Dorfjungen. Ich hatte sie oft Lehmkugeln, in die sie Stecknadeln drückten, formen sehen. Die Kugeln trafen die Reiter und die Kühe. Die Franzosen feuerten zwar in die Gebüsch, hatten aber für die Jungen wenig Zeit, denn die Herde stob auseinander, und sie wollten ihren Raub nicht verlieren. Sie verfolgten das Vieh. Da sah ich, wie eine Lehmkugel das Pferd des Offiziers traf. Sie war ihm ins Auge geflogen. Die Stecknadeln hatten sich darin eingebohrt. Das Tier bäumte sich auf und raste davon. Der Reiter flog aus dem Sattel. Er blieb aber mit einem Fuß im Steigbügel hängen und wurde eine ganze Strecke geschleift. — O, es war furchtbar!“

„Weiter!“ drängte der Pfarrer.

„Einer der Soldaten bemerkte die Gefahr des Offiziers. Er sprengte dem scheuen Tier entgegen und erschöß es. Es stürzte und fiel so unglücklich, daß es den Reiter unter sich begrub. Nun gaben die französischen Soldaten die Jagd nach dem Rindvieh auf und sammelten sich um den Gefallenen. Sie befreiten ihn von der Last des toten Tieres und versuchten, ihn ins Leben zurückzurufen; aber es blieb vergebens. Sie lehnten ihn an das Pferd und rieben

ihm Brust und Stirn mit Schnee ein. Sie behorchten sein Herz, nahmen dann Papiere und Wertsachen des Verunglückten zu sich und ritten achselzuckend davon. Sie hielten ihn gewiß für tot."

"Und war er's nicht auch?" fragte der Pfarrer.

"Nein", fuhr Martin fort. "Ich hatte alles mit angesehen, und als die Franzosen in der Ferne verschwunden waren, eilte ich zu dem Offizier. Ich kniete neben ihm nieder und wusch seine Stirn, aus der noch immer Blut rann, mit Schnee, rieb seine Brust und bemerkte endlich, daß sich diese leise hob und senkte. Nach einiger Zeit schlug der Mann die Augen auf. Er sah mich verwundert an und fragte in deutscher Sprache: „Wo bin ich?“ Ich erzählte ihm von seinem Unfall. „Meine Leute sind fort — — — mich ließ man hier liegen! — — — Unmöglich!“ murmelte er. Ich sagte ihm, daß man ihn für tot gehalten und ihm Wertsachen und Papiere abgenommen habe. Er wollte sich erregt aufrichten, aber Blut quoll aus seinem Munde, und er sank zurück.

"Was wird aus mir?" stöhnte er.

Ich wußte es auch nicht und dachte an Herrn Prediger. Nicht wahr, Sie helfen mir? Wir müssen den Unglücklichen retten."

"Liegt er jetzt noch am Damm?" fragte der Pfarrer. "Mein Gott, bei dieser Kälte!"

"Nein. Der Unfall passierte nur wenige Schritte von meinem Versteck. Das sagte ich dem Verunglückten. Ich stützte ihn, und so kam er kriechend bis in meine Hütte. Aber bei dieser Anstrengung rann wieder Blut aus seinem Munde. O, es war so schrecklich!" setzte Martin schauernd hinzu.

"Auch dort kann er erfrieren", sagte erregt der Geistliche.

"Ich hatte alte Pferddecken in meiner Hütte. Darauf liegt nun der Verwundete. Dann legte ich des Vaters Pelz über ihn. Etwas erwärmt ihn auch der Hund, der bei ihm geblieben ist. Aber er kann da doch nicht bleiben. Erbarmen Sie sich, Herr Prediger, und helfen Sie mir!"

"Wie gern, mein guter Junge; aber ich habe kein Fuhrwerk, um den armen Menschen ins Dorf zu bringen. Hier kann nur dein Vater helfen. Es wird schwer halten, ihn dazu zu bewegen."

Martin nickte, und zitternd vor Furcht ging er hinter dem Pfarrer zum Hause seines Vaters. Sie fanden Holf in freudiger Erregung. Sein Vieh war gerettet. Und das war zum größten Teil

Gustavs Verdienst! Er überschüttete den Geistlichen mit Schilderungen diejer Heldentat.

„Wenn Sie nun schon“, nahm diejer das Wort, „so stolz auf Gustav sind, daß er das Vieh gerettet hat, so können Sie auf Ihren eigenen Sohn noch stolzer sein, denn er hat einem Menschen das Leben gerettet.“

Verständnislos schaute Holt ihn an. Dann, als er die ganze Sache erfaßt hatte, verzerrte sein Gesicht sich vor Wut.

„Wat, dem Spekbow, dem verflucht'gen Franzos', der ons hüt dat letzte Reh stehle wull, dem häst min Söhn gerett'? Dodschlage had he em sulst! ¹⁾ Wat geht mi dat an, wenn de de Nacht verfreert! Send en Rußland nich 'nog ²⁾ von onse Lüüd verfrore, de de Franzose mettichleppt haden!“ — In seiner Erregung sprach er Plattdeutsch mit dem Geistlichen.

„Der einzelne ist dafür nicht verantwortlich zu machen. Außerdem ist diejer junge Mann kein Franzose, sondern, wie es scheint, ein Deutscher. Wahrscheinlich zog er ebenso ungern in diesen Krieg, wie die Unjern hier.“ So suchte der Pfarrer den Mann zu beruhigen.

„E Dütscher es he on handelt an sine Landsküüd so gemeen!“ polterte der weiter. „Eck hä em jootfällig³⁾ anfleht, mi wenigstens eene Stoh to laten, he hörd gornicht hemi. Dem Schuft help eck nich! Wat häst min dämlicher Bengel sich om dem to kömmre!“

„Aber, Herr Holt, Sie sind doch ein Christ! Und“, setzte der Geistliche hinzu, „diejer Offizier kann Ihnen noch viel nützen. Die Franzosen kommen sicher wieder und holen sich das vom Gustav erlistete Vieh. Dann geht's dem ganzen Dorfe schlecht. Ist der junge Offizier hier aber aufgenommen und verpflegt, so legt er sicher ein gutes Wort für das Dorf ein.“

„Eck well nuicht mehr höre, eck help dem Schwienhund nich!“ Mit diesen Worten stürmte Holt aus der Stube. —

Nun gingen die zwei Verbündeten weiter zu den wenigen Besitzern, die noch Pferde hatten, um die gleiche Bitte vorzutragen, stießen aber überall auf eine Entzündung sondergleichen; diese Zumutung empörte die Leute geradezu. Der Haß auf die Franzosen war gar zu groß! —

Da zogen sie dann schließlich, nur begleitet von der Pfarrerin und einer Dienstmagd, die Decken und warme Getränke trug, zu

1) sollen. 2) genug. 3) fußfällig.

Martins Hütte. Sie fanden den armen, jungen Mann sehr schwach. Kaum konnte er etwas von dem warmen Rotwein genießen, aber das wenige belebte und kräftigte ihn sichtlich. Er begann zu sprechen:

„Wie soll ich Ihnen danken, Herr Pfarrer, daß Sie sich meiner annehmen . . . Ich schlug heute Ihre Bitte ab — ich mußte es tun. Die Not in Danzig ist sehr groß!“ — Dann nach einer Weile: „Wer ist der gute Knabe, der mir das Leben rettete?“

„Das ist Martin Holt, der Sohn des Dorfschulzen!“

„Der Sohn des Mannes, der mich heute verfluchte, weil ich ihm sein letztes Vieh nahm, nehmen mußte! Ich glaube, der würde mich umbringen, wenn er mich hier fände!“

In diesem Augenblicke hörte der Pfarrer, wie auf dem Damme ein Wagen hielt und eine Stimme laut: „Holla, he, wo si Zi?“ ¹⁾ rief.

„Mein Vater“, flüsterte Martin ängstlich.

Und so war es. Mit einem Wagen, auf dem eine dicke Strohschicht lag, hielt er unweit der Hütte. Der Pfarrer ging ihm entgegen:

„Sehen Sie, Herr Holt, wieviel edler und besser Sie sind, als Sie sich stellen! Ich wußte ja, Sie helfen schließlich doch!“

„Dat's man blot, dat de domme Jung hier nich de Nacht äwer fett²⁾ on sich verküßt³⁾. Wo es de krötsche Keerl?“

Gefolgt von einem Knechte, klemmte er sich jetzt in die enge Bude. Obgleich er wütende Blicke auf den Offizier schoß, hob er ihn doch sorgfältig empor und trug ihn mit dem Arbeitsmanne zum Wagen. Dort bettete er ihn weich und bequem auf das Stroh und fuhr ihn dann zum Pfarrhause, wo er behilflich war, ihn auf das hergerichtete Lager zu legen. Die Hand des jungen Mannes, die der ihm gerührt reichen wollte, übersah er, und mit den Worten: „Man mott sich wörflich vör dat ganze Dörp schäme!“ fuhr er davon. Martin saß kleinlaut an seiner Seite.

Und Holt hatte recht, man fand sein Tun unbegreiflich. Gustavs Ruhm aber wuchs ins Ungeheure, während man Martin für einfältig hielt. Ofter denn je nannte man ihn „de Up“.

¹⁾ wo seid Ihr? ²⁾ sitzt. ³⁾ erkältet.

VI.

Ein braves Soldatenherz.

Die Pfarrerleute pflegten sorgsam den verunglückten französischen Offizier. Ein Arzt war nicht zu haben, so tat die Frau Pfarrer mit Kompressen und Salben, was sie konnte. Aber der Schaden saß tief innerlich; der junge Mann litt schwer. Schweigsam am Tage, begann er abends, wenn sich das Fieber einstellte, lebhaft zu sprechen. Martin war sein liebster Gesellschafter, und immer wieder fragte er ihn nach der Ursache seines Unfalles.

„Also dein Pflegebruder ist der Held des Tages? Natürlich, er hat dem Dorfe das Vieh gerettet. Er hat Glück gehabt. Vielleicht gelingt es den Unseren nicht mehr, einen Streifzug ins Werder zu machen. Die Russen umzingeln bereits die Werderseite.“ Dann, nachdem er eine Weile geschwiegen, schrie er auf: „Und ich, der ich von hohen militärischen Ehren oder von dem Heldentod auf dem Schlachtfelde träumte, falle einem tödtlichen Bubenstreiche zum Opfer! O, meine armen Eltern!“

Die Hoffnung, den jungen Mann am Leben zu erhalten, wurde täglich schwächer. Der Geistliche saß oft an seinem Lager und hielt die fieberheiße Hand des Kranken in der seinen. Der sprach dann von seinem Vaterhause, von dem alten Adelsgeschlechte, dem er entstammte, und von dem schönen Rheinlande, das seine Heimat war. In immer lebhafteren Farben schilderte er den grünen, herrlichen Strom und die alten, stolzen Burgen auf zackigen Felsen. Dann leuchteten Martins Augen, aber die besorgte Pfarrerin schickte ihn fort und erneuerte die Umschläge auf Kopf und Herz des wunden Mannes.

Als einmal das Fieber gewichen war, fragte der Geistliche ihn, ob es ihm nicht furchtbar gewesen sei, den armen Dorfbewohnern das letzte Vieh zu nehmen.

„Entsetzlich,“ antwortete er, „aber ich war Soldat. Man denkt nicht, man gehorcht! Auch herrscht in Danzig bereits Hungersnot. Das machte mich hier unbarmherzig.“ Dann aber fuhr er fort: „Es ist gut, daß man mich für tot hält, so wird man mir nicht nachforschen. Bin ich gesund, so trete ich in preussische Dienste! Die Deutschen schütteln das französische Joch ab, wir werden frei, ich lehre zurück in die Heimat und dich, mein Junge“ — damit wandte er sich an

Martin — „lasse ich etwas Tüchtiges lernen. Nicht wahr, du willst doch?“

Glücklich nickte der Gefragte. —

Eines Tages bat der Kranke den Pfarrer, für ihn an seine Eltern zu schreiben. Es war das eine traurige Aufgabe, dieser Abschied eines guten Sohnes an die alten Eltern. Aber noch etwas anderes enthielt der Brief: die Bitte, für Martin, den Retter in höchster Not, zu sorgen.

„So,“ sagte der Kranke, als der lange Brief beendet war, „jetzt ist mir leichter ums Herz. Ich war dem Knaben einen Dank für seinen Opfermut schuldig.“

„Sie werden ihm hoffentlich selbst danken können“, tröstete ihn der Pfarrer.

„Nein, ich bin sterbenskrank, und mein Ende ist nahe. Ich verlasse mich darauf, daß Sie meinen Brief besorgen werden.“

„Augenblicklich ist's sehr schwer. Schon die französische Post unterjuchte bisher strenge jede Brieffendung und vernichtete die unliebame; jetzt stockt überhaupt alles. Wir müssen warten, bis Danzig kapituliert und wieder preußische Ordnung eintritt. Aber die richtige Beförderung Ihres Briefes wird mir eine heilige Pflicht sein“, bezeugte der Geistliche.

Der arme junge Mann wurde schwächer und schwächer. Bald erkannte er seine Umgebung nicht mehr. Phantasieen führten ihn zurück in seine Heimat. Zärtliche Dank- und Liebesworte richtete er an die Pfarrfrau, die er für seine Mutter hielt. Dann folgten laut französische Kommandos, er sah das brennende Moskau und rief die Seinen zusammen. Einer heftigen Bewegung folgte ein starker Blutsturz, und — es war vorüber.

Aufrichtige Trauer wie um einen nahen Verwandten herrschte im Pfarrhause. Martin aber schaute zum ersten Male die Majestät des Todes. Stumm und tränenlos sah er auf den nieder, dem er das Leben zu erhalten gehofft hatte. Ihm war, als habe er einen Bruder verloren.

Klein war die Schar der Leidtragenden, die den Toten auf seinem letzten Wege begleitete, aber dennoch wurden viele Tränen um dies junge, zerstörte Leben geweint.

Und dann war der Dorffriedhof um einen Hügel reicher, der viel stolze, hochliegende Elternhoffnungen barg. Vielleicht schmückte

man gerade jetzt daheim die Zukunft deßjen damit aus, der hier zur letzten Ruhe gebettet lag, ein Fremdling in fremder Erde! —

VII.

Kinderleid.

Es war zur Zeit, da Danzig mit französischer Besatzung in seinen Mauern alle Qualen einer Belagerung erduldet. Schon neun Monate hatten große Brände, Plünderungen der eigenen feindlichen Garnison und mit großer Unbarmherzigkeit eingetriebene Geld-
expressungen den Wohlstand der Bürger vernichtet. Dabei wüthete der Typhus, und die täglich steigende Hungersnot führte ihm immer neue Opfer zu. Ein zweimonatlicher Waffenstillstand hatte, anstatt die Friedenshoffnungen zu verwirklichen, den kargen Proviant der Stadt nur noch verringert. Die Bürgerschaft litt entsetzlich.

Und mit der Menschengewalt gemeinsam tobten die Kräfte der Natur. Starke Wolkenbrüche gingen hernieder. Weichsel und Mottau stiegen zu nie gesehener Höhe an. Letztere überschwenkte die Niederstadt und hatte wenigstens das Gute, eine Menge französischen Pulvers zu vernichten; außerdem führte das Hochwasser der hungernden Stadt eine Menge Hechte und andere Fische zu.

Auf eine Kapitulation der Festung war vorläufig nicht zu hoffen.

Berwüthet und geplündert lag das Werder da. Was den Franzosen bei ihren Raubzügen entgangen war, nahmen die als Retter und Freunde herbeigeeilten Russen, und es ließ sich schwer sagen, wer schlimmer hauste. Etwas Gemüse und Kartoffeln, sowie die Milch einiger mit großer List verborgenen Kühe ergaben die nötigste Nahrung der Leute.

Besondere Frömmigkeit hatte die Werderaner früher nicht ausgezeichnet; doch jetzt war Sonntags die Kirche immer stark gefüllt, und man sah es den Leuten an, wie innig sie mit ihrem Geistlichen um Erlösung von dem Übel dieses schrecklichen Krieges flehten.

Der Besitzer Holt wurde in dieser traurigen Zeit auch noch persönlich schwer heimgesucht. Seine Frau, die Mutter seines einzigen Sohnes, starb nach kurzer, schwerer Krankheit.

Es war dies der erste Typhusfall am Ort. Ihm folgten bald weitere. Also hatte sich die Seuche, trotz Danzigs Abgeschlossenheit, doch bis Käsemark verschleppt. — Der Pfarrer wanderte von einem Sterbebette zum anderen; seine Frau pflegte die Kranken.

„Wo ist Martin?“ fragte sie Holt, dem sie eines Tages auf ihren Dorfgängen begegnete. „Ich sah ihn schon lange nicht.“

„An de Weichsel. Er angelt da Fisch“, war die Antwort.

„Ich glaube, das Kind versteckt sich mit seinem Schmerz vor den Leuten. Es ist sehr nötig, daß sich jemand seiner annimmt. Es verkümmert sonst an Leib und Seele. Eine geistige Beschäftigung würde seine Gedanken von dem Kummer um die Mutter ablenken.“ Der Pfarrer kam hinzu, so wurde er Zeuge des Gespräches und sagte: „Meine Frau hat recht, ich würde ihm gern wieder etwas Unterricht geben!“

Aber in Holt steckte noch immer der starre Bauerneigensinn. In der Bücherweisheit sah er einen Feind des praktischen Lebens.

„Um! Wenn erscht wieder Ruh' un Fried' im Land is un ich krieg' mein Wirtschaft in Ordnung, denn braucht Martin nich Gelehrsamkeit, denn kann er auch so leben!“ —

„Aber Herr Holt, sehen Sie denn noch immer nicht ein, daß Geistesbildung auch Geldes Wert hat? Sie sind von der praktischen Begabung Ihres Pflegesohnes so eingenommen; lassen Sie den doch wirtschaften und Martin studieren. Vielleicht kann Ihr Sohn Ihnen daan auch, wenns not tut, mit seinem Verdienst aushelfen.“

Holt lachte laut auf. „Mein Jung' soll Geld verdienen und mir aushelfen? Na, wie das wohl zugeh'n sollt! Der wird nie was Vernünftiges tun. Der rett' höchstens krauke Hund und Franzosen.“ —

„Es waren beides edle Taten. Sie haben einen guten Sohn!“ sagte ernst der Pfarrer.

„Kann sein“, gab Holt zu; „aber er is nich zuverlässig. Gustav is ganz andersch.“ —

„Ich wünsche Ihnen, daß Sie an beiden viel Freude erleben. Aber schicken Sie mir doch den Martin mal!“

Holt nickte, lüftete seine Mütze und ging.

Der Pfarrer erschrak, als er Martin erblickte.

„Was ist dir, mein Junge, bist du krank?“ fragte er ihn.

„Etwas fiebrig ist mir“, war die Antwort.

„Weiß dies dein Vater?“

„Ich mag es ihm nicht sagen, er ist jetzt ohne die Mutter immer so traurig.“

„Aber Junge, das geht so nicht weiter! Wo hältst du dich jetzt eigentlich auf? Man sieht dich ja gar nicht mehr!“

„Im Strauch an der Weichsel.“

„In deiner Bude?“

„Die hat man mir zerstört!“

„Gustav?“

„Es kann sein, ich weiß es nicht!“ Betrübt blickte der Knabe vor sich nieder.

„Du gibst vor, in der Weichsel zu angeln?“ forschte der Pfarrer weiter.

„Ich tat es anfangs auch. Aber es verlohnt sich nicht. Gustav nimmt mir die besten Hechte fort und sagt dann zu Hause, daß er sie gefangen habe.“

„Pfui! Weshalb sagst du das nicht deinem Vater?“

„Weil Gustav mich dann schlagen würde. Er ist so stark, und ich bin immer so müde, ich kann mich nicht wehren.“ Und dann das Thema wechselnd, fragte der Junge: „Kann man eigentlich dafür, daß man am Leben ist?“

„Natürlich nicht. Aber wie kommst du auf die wunderliche Frage?“

„Weil Gustav mir mein Leben vorwirft. Er sagt, wenn der Krieg erst vorüber ist und dann der Vater mal stirbt, erbe ich den Hof, und er muß dann bei mir dienen. — Ach, ich möcht' den Hof gar nicht haben!“

„Gustav ist ja ein abscheulicher Charakter, so voller Neid“, entrüstete sich der Geistliche.

„Ich bin aber auch neidisch“, gestand Martin.

„Du? Auf wen denn?“

„Auf Gustav. Weil der Vater alles mit ihm bespricht und ihn überhaupt lieber hat als mich. Ich wünschte, ich könnte mal etwas Großes, Schweres für den Vater tun, was Gustav noch nie getan hat und auch nicht tun könnte.“

Flammende Röthe lag auf Martins Wangen; seine glänzenden Augen standen voll Tränen.

„Du gutes Kind“, sagte der Pfarrer „vielleicht wird dein Wunsch sich erfüllen. Aber du bist krank. Wer weiß, was dir in den Gliedern liegt. Komm' zu meiner Frau.“

Die Pfarrerin bettete ihn auf ein Sofa und gab ihm kühlende Getränke. Aber das Fieber stieg mit jeder Stunde, und alle Anzeichen sprachen dafür, daß der Knabe am Typhus erkrankt sei.

„Ich lasse ihn nicht fort“, sagte die energische Frau, „wer soll das arme Kind in dem verwaisten Hölkerhose pflegen?“

So blieb Martin im Pfarrhaus und lag dort lange Zeit schwer krank. Mit herzlicher Dankbarkeit sah Volk, wie die Pfarrersleute sich um seinen Sohn sorgten und bemühten. Und der Engel des Todes ging an dem jungen Leben vorüber. Martin genas und sah bald frischer und blühender aus, denn je zuvor.

VIII.

Dem Tode entrissen.

Zu Käsemark forderte der Typhus fortgesetzt neue Opfer. Da half etwas, an das niemand gedacht oder für möglich gehalten hatte: ein Wohnungswechsel der ganzen Gemeinde.

In dem stark mit russischer Einquartierung besetzten Dorfe verbreitete sich plötzlich das schreckliche Gerücht, man wolle Danzig durch eine Überschwemmung zur Kapitulation zwingen und zu diesem Zwecke den Weichseldamm durchstechen.

Ein Verzweiflungsschrei gellte durch das Werder. Den Damm, diesen mit so unendlichen Opfern einst errichteten und instandgehaltenen Schutz des Werders durchstechen? An mehreren Stellen durchstechen? Entsetzlich!

An den Pfarrer wie an sämtliche Dorfbewohner erging der Befehl, gegen Ende September das Dorf zu räumen. Das am anderen Weichselufer liegende Fürstenwerder ward ihnen als vorläufiger Aufenthaltort angewiesen. Für die Pfarrersleute lag die Sache insofern günstig, als dort die Pfarrstelle unbesezt war und das Pfarrhaus leer stand.

Volk wie einigen anderen Mitgliedern der Gemeinde bot der Pfarrer dort ein Unterkommen an. Viele einst wohlhabende Hofbesitzer waren froh, daß die Fürstenwerderer sie in Ställen oder Wagenremisen wohnen ließen.

Tagelang fuhren Boote, beladen mit Hausrat und Betten, zum jenseitigen Weichselufer, und noch immer blieb den einzelnen von ihrem Eigentume zu retten übrig. Die Kosaken wurden bereits ungeduldig, sie spornten zur Eile an, und russische Flüche wurden laut.

Als der Pfarrer und seine Frau mit ihren Vorbereitungen fertig waren, halfen sie in der Gemeinde, wo sie konnten. Der Geistliche sah, wie Volk mit seinen Leuten, an deren Spitze Gustav stand, sich mühten, um möglichst jedes noch vorhandene Stück der Wirtschaft zu retten.

Holk trat zu ihm, und wieder waren es Lobreden auf Gustavs Tüchtigkeit, die er ihm hielt. Gustav sollte, sobald die Sachen für Fürstenwerder verladen waren, das Rindvieh mit einigen alten Knechten nach Stüblau treiben, weil es dort sicherer war als in Danzigs Nähe.

„Wo ist Martin?“ fragte der Pfarrer.

„Weiß Gott! Aber er is gesund. — Doch ich hab' nu nich Zeit.“

Und die Arbeit ging vorwärts, denn der letzte Termin zur Flucht über die Weichsel war gekommen.

Es war am Abend des 29. September 1813. Am tiefblauen Abendhimmel stand der Vollmond und übergöß mit seinem milden Schein ein unendlich trauriges Bild. Auf hoch mit Hausrat beladenen, schwankenden Bötten hockten weinende Frauen, schreiende Kinder. Einige Leute konnten mit dem Aufladen ihrer letzten Habseligkeiten nicht fertig werden; da halfen russische Gewehrkolben nach: sie stießen die Leute ins Boot und dieses vom Lande. Oft flogen die Kleiderbündel ins Wasser, und manch ein Brot, manch letztes Huhn verschwand unter den Händen der Kosaken.

Leider war es hohe Zeit, das heimatliche Ufer zu verlassen, denn im Damm, nahe dem Heringskrug, war der nächste Durchstich beinahe schon vollendet. Nur wenige Spatenstiche noch, und die dünne Lehmwand, welche das Werder von ihrer alten Feindin, der Weichsel, trennte, war gefallen, und das Wasser stürzte der Bruchstelle zu. Dann war an eine Überfahrt über die Weichsel in den nächsten Stunden nicht zu denken.

Das Boot, in dem die Familie des Pfarrers saß, war zur Abfahrt bereit. Traurig hasteten des Geistlichen Blicke an seiner Kirche. Würde er je wieder in ihr predigen? Würde sie vielleicht nicht auch zerstört werden, wie so manch anderes Gotteshaus? O, wie schrecklich war dieser Krieg!

Da kamen als Letzte des Dorfes Holk und sein Sohn den Damm herunter. Martin, das Spinnrad der verstorbenen Mutter im Arm, seinen Hund neben sich, stieg schnell in den schmalen Kahn; Holk, unter seinem weiten Mantel eine schwere, eisenbeschlagene Kiste tragend, folgte langsam. Er setzte die Kiste vor Martin nieder, nahm seinen Mantel und zog ihn dem Sohn an, breitete die weiten Falten über die Kiste und dem Knaben den Griff derselben in die Hand gebend, sagte er:

„De Kist hältst du fast und blivst en Förschtenwarder so lang em Kohn sette, bet eck di de Kist afnehm.“

„Joa, Bader“, war die Antwort.

„De Kist sal uck keener nich sehn! Du warscht woll weete, dat doar onser leztet beet Geld benne es. Kömmt de Kist weg, denn si eck e Pracher, wie alle andre dat send. Eck verlat mi opp di! Wat uck koame mag, du lästst de Kist nich ut de Hand, versteihst du?“

„Du kannst di opp mi verlote“, antwortete Martin.

So weit hatte der Pfarrer der Unterhaltung der beiden folgen können, weil die Entfernung zwischen den Booten nur gering war; da brachten ihn ein paar kräftige Ruderschläge der jungen Fischer, die sein Boot lenkten, ein Stück von Holks fort. Aber er sah, wie jetzt Kosaken Holk drohend zur Eile mahnten, wie dieser, da er ohne Bootsknecht war und immer noch an seinen Riemen bastelte, den Russen erregte Antworten gab. Ein heftiger Streit entbrannte; Plattdeutsch tobte gegen Russisch und umgekehrt. Dann senkten sich fast gleichzeitig mehrere Bootshaken der Kosaken ins Wasser, und ein gewaltiger gemeinsamer Stoß gegen Holks nur leichten Rahn erfolgte. Der schwankte, schoß ein Ende vorwärts, schaukelte — und schlug um.

„Um Gottes willen zurück“, schrie der Pfarrer und packte den Arm des jungen Fischers, „wir müssen retten, helfen! Da ist ein Unglück passiert!“

Aber es war nicht leicht, das große Boot schnell zu wenden. Es vergingen mehrere Minuten, ehe man die Unfallstelle erreichte. Und dann war nichts zu sehen von den Verunglückten. Ruhig lag wieder die Wasserfläche da.

Wo waren Vater und Sohn geblieben? Sollte beider Leben vernichtet sein? —

Da sah man, wie sich wieder die Bootshaken der Kosaken in das Wasser senkten und, von ihnen gepackt, der Körper Holks auftauchte.

Man zog ihn an das Dammufer. Dort blieb er liegen.

„Aber Martin, wo ist Martin! Erbarmt euch! Rettet ihn!“ Die braven, jungen Fischer hatten diesen Angstruf des Pfarrers nicht abgewartet. Ihrer schweren Jacken und Stiefel sich entledigend, waren sie zu der Stelle geschwommen, wo „Treu“ an einem dunklen Zeuge zerrte. Dort verschwanden die beiden Taucher unter Wasser. Mühsam ruderte der Geistliche sein beladenes großes Boot zu der Stelle.

Angstvolle Augenblicke vergingen. Den Pfarrersleuten erschienen sie wie Ewigkeiten. Die Frau weinte, der Geistliche hatte die Hände gefaltet.

Doch unbekümmert um Menschenleid und Menschenangst goß der Mond sein Silberlicht über die Wasserfluten.

Wollten sie denn ihr Opfer nicht wieder herausgeben?

Verschiedene Male kamen die jungen Fischer an die Oberfläche und tauchten, nachdem sie Atem geschöpft, wieder unter Wasser. Auch der Hund zog nach Kräften an seines Herrn Mantel. Vergebens — eine unbegreifliche Last hielt des Knaben zarten Körper in der Tiefe fest. Da gelang es dem Pfarrer, einen Zipfel des Mantels zu ergreifen; daran zog und hob auch er, und mit vereinten Kräften bekam man Martin bis zum Rand des Bootes. Aber nicht ihn allein. Einer der Fischer mühte sich, eine schwere Kiste hoch zu bekommen, deren Griff Martins schlanken Fingern nicht zu entwinden war. Erst mußte man sie und dann den Knaben ins Boot heben. Dann war das Rettungswerk getan.

Aber war es denn noch ein Rettungswerk? Bleich und mit geschlossenen Augen lag Martins Kopf an der Brust des Pfarrers.

„Schnell, schnell, daß wir zum Ufer kommen,“ mahnte dieser, „jede Minute ist kostbar.“ Und die jungen Fischer, kaum von ihrer großen Anstrengung erholt, legten sich mit aller Kraft in die Ruder. Schnell glitt das Boot dem anderen Ufer zu. Man war in Fürstenwerder.

IX.

Bange Stunden.

Unterdessen waren die letzten Spatenstiche am Heringskrug getan: der Durchstich war vollendet. Schäumend und wild kreiselnd stürzten die Wassermassen in das Werder. — Martins Vater merkte nichts davon. Er lag bewusstlos auf der Kajemarker Seite am aufsteigenden Damme. Einige arme Dorfleute, die von den Kosaken zu allerlei niederen Arbeiten gezwungen wurden, sahen ihn dort, durften ihm aber nicht Hilfe bringen. So lag der Verunglückte da, ohne daß sich jemand seiner annahm. Ein Kosak stieß ihn mit der Stiefelspitze an; da er aber kein Lebenszeichen wahrnahm, ging er gleichgültig weiter. Gleich darauf jedoch hoben Atemzüge des Bewußtlosen Brust, und Leben kam in die starren Glieder. Er bewegte die Hand, öffnete die Augen und starrte verständnislos auf die Wasser-

fläche. Er schien sich nicht besinnen zu können, wie er in diese Lage gekommen. War er krank? Wie kam das Spinnrad seiner Frau da mitten auf die Weichsel? Es umtanzte ein Boot, das sich kieloben wie ein Kreisel im Wasser drehte. Aber war das denn da überhaupt die Weichsel? War's nicht vielmehr ein brodelnder Hexenkessel?

Sinnend strich sich der Mann über die Stirn.

Dann ein lauter Aufschrei. Er war zur furchtbaren Wirklichkeit erwacht!

„Martin! Martin!“ gellte es durch die Luft.

Der unglückliche Vater wollte aufspringen, fiel aber immer wieder auf den Rasen zurück. Ein Kosak war in seine Nähe getreten, und als der Name „Martin“ wiederholt sein Ohr traf, deutete er kaltblütig auf die Weichsel.

Holks Blicke folgten entsetzt und ungläubig der deutenden Hand, und wieder sah er das kreisende Boot und das Spinnrad, das es umtanzte.

Da reichten seine Kräfte, sich aufzurichten. Auf schwankenden Füßen taumelte er zum Ufer.

„Gäwt mi e Boot! Helpt mi min Sähn redde! Eck gäw Geld, veel Geld!“ —

Achselzucken antwortete ihm. Ein Kosak, der etwas Deutsch sprechen konnte, trat auf ihn zu:

„Sohn tot“, sagte er, nicht ohne Bedauern. „Schon halb' Stund' in Wasser.“ Wahrscheinlich hatte er die Rettung des Knaben nicht gesehen.

Da stürzte der unglückliche Vater wie ein gefällter Baum zur Erde. Seine Finger krallten sich in den Rasen.

So blieb er liegen. Der mitleidige Kosak warf einen alten Pelz auf den vor Nässe triefenden Mann.

Von Zeit zu Zeit hob Holt den Kopf und sah nach dem wild rinnenden, strudelnden Weichselwasser. Er mußte, es stürzte ins Verder. Aber gleichgültig wandten seine Blicke sich von diesem Bilde ab und wieder Boot und Spinnrad zu, die der Strudel nicht los ließ. Welche qualvollen Gedanken mögen durch seine Seele gegangen sein!

So lag er Stunde um Stunde da. Die Nacht verrann. Der Morgen dämmerte herauf.

Bewegten sich am jenseitigen Ufer nicht Gestalten? Doch das war ja gleichgültig, gleichgültig auch, was aus ihm selbst wurde.

Wieder sank er ins Gras zurück. Er hatte furchtbare Stunden hinter sich. —

Am späten Vormittage hielt auf dem Damme ein Wagen, und ihm entstieg der Pfarrer. Mit Mühe hatte er ein Fuhrwerk aufgetrieben und schon in der Nacht den Weg von Fürstenwerder bis Dirschau angetreten. Dort hatte er die Brücke passiert und dann den weiten, nicht ungefährlichen Weg durch das Danziger Werder gemacht, da die Überfahrt über die wild abfließende Weichsel noch immer unmöglich war. Er trat zu Holt, der ihn aus hohlen Augen sprachlos anstierte. „Gott sei Dank, Sie leben! Können Sie aufstehen? Werden Sie die kurze Strecke bis zum Wagen gehen können?“

Holt schien ihn nicht zu verstehen.

„Martin is dod“, murmelte er vor sich hin.

„Nein, nein! Gott sei Dank, das ist er nicht. Fassen Sie sich, lieber Freund, Ihr Sohn lebt!“

„Wat, wat, he lewt? Min Jung lewt! Es dat uß woahr?“

„Über Mann, wie würde ich Sie täuschen! Stehen Sie auf und kommen Sie mit mir, ich werde Ihnen dann alles in Ruhe erzählen.“

Dem bisher so unglücklichen Manne kehrten die Kräfte zurück. Er richtete sich mit Hilfe des Geistlichen auf. Gleich darauf sank er vor ihm ins Knie.

„Herr Präger habe em rett, nich woahr?“

„Nur etwas geholfen. Nun aber kommen Sie, Sie müssen sich umkleiden.“

Aber Holt achtete nicht auf diese Mahnung. Er flehte nur:

„Vertellen Se mi von Martin!“

„Kommen Sie bis zur Wachbude. Sie müssen aus den nassen Kleidern.“ —

Der Kutscher des Fuhrwerks hatte ein Kleiderbündel in die Wachbude gelegt, die dicht mit rauchenden und Wutki trinkenden Kosaken besetzt war. Die Wirtin wies den beiden ihr bekannten Herren einen Raum hinter der Küche an, in dem Holt die nassen Kleider von den erstarrten Gliedern zog. Immer wieder bat er dabei:

„Vertellen Herr Präger mi von Martin!“

„Sie werden sich entsinnen“, begann der Pfarrer, „daß Sie, als Sie sich zur Abfahrt fertig machten, Martin in Ihren großen Mantel hüllten und ihm einen Kasten übergaben mit der strengen

Weisung, den Griff desselben in keinem Falle loszulassen. Dieser Kasten —“

„Es weg“, sagte Holt fast gleichgültig.

„Mein. Aber er hätte Ihrem Sohne fast das Leben gekostet. Martins Gewissenhaftigkeit und Treue waren so groß, daß er das ihm anvertraute Gut selbst in höchster Todesnot festhielt.“

„Mei Gott, mei Gott!“ stöhnte Holt.

„Als die Russen Ihr Boot mit so furchtbarer Gewalt vom Ufer abstießen, daß es fortschoß und umschlug, riß der Strom Sie ans Käsemarker Ufer; Kosaken zogen Sie nach kurzer Zeit aus dem Wasser. Martin war auf der Stelle, wo das Boot kenterte, wie ein Stück Blei untergegangen.“

Holts Finger zerrten an seinem Haar.

„Wäre der Hund nicht gewesen“, fuhr der Geistliche fort, „der sofort tauchte und einen Mantelzipfel nach oben zog, wir hätten die Stelle, wo Martin lag, nicht so bald gefunden und dann — — —“

Ein Stöhnen unterbrach ihn.

„Fassen Sie sich, lieber Freund. Gott hat geholfen. Meinen braven Fischern gelang es, den lieben Knaben an die Oberfläche zu bringen, allerdings mit großen Schwierigkeiten, denn die Kiste, die seinen Fingern durchaus nicht zu entwinden war, zog ihn immer wieder zur Tiefe.“

„Dat's min Strof“, jammerte der zerknirschte Mann.

„Als man Ihren Sohn geborgen“, fuhr der Pfarrer fort, „ruderten wir so schnell wie möglich dem Fürstenwerderer Ufer zu. Hier begannen unsere anfangs aussichtslosen, endlich aber doch von Erfolg gekrönten Wiederbelebungsversuche, und jetzt befindet sich Ihr Martin unter der Pflege meiner Frau schon leidlich wohl. Auch Sie werden wir in Pflege nehmen müssen, denn die vielen Stunden in nassen Kleidern werden Ihnen wohl sehr geschadet haben.“

„Ach, mi schodt nusch! Wenn min Jung man lewt!“ entgegnete Holt, und wie von schwerem Druck befreit, atmete er auf.

X.

Schwere Schicksalschläge.

Rührend war die Freude des Wiedersehens zwischen Vater und Sohn, als nach vielen Stunden Wagenfahrt der Pfarrer und Holt in Fürstenwerder anlangten.

Holk saß an Martins Bett und schien am Anblick des lebenden Sohnes sich nicht satt sehen zu können.

„Jung', Jung'“, sagte er, „so meend eck dat joa goar nich, dat du din Leven för dat Geld ensette¹⁾ sullst! Had eck dat ahnt' —“

Da verklärte Martins stilles Gesicht ein glückliches Lächeln.

„Kann eck di nu emmer helpe, so wie Gustav di helpt?“ fragte er.

„Jo, min goder Jung'! Doch min Land ort min Hoff ligt em Waoter, wi käne nusch dohne!“ —

„Wann erwarten Sie eigentlich Gustav zurück?“ fragte der Pfarrer.

„Wär' alles gut gegangen, müßt' er all hier sein“, war die Antwort.

„Wer war von Ihren alten Leuten mitgegangen? Waren es nicht der Gottlieb Kneels und der Johann Lucht? Diese Leute sind seit gestern schon hier.“

„Ja, das is doll! Ich will mit ihn' reden gehen.“

Mit diesen Worten hatte Holk die Stube verlassen, kam aber sehr bald zurück und ließ sich wie erschöpft auf einen Stuhl nieder.

„Das versteh ich nich. Un're alten Knecht' hat Gustav zurückgeschickt un hat mit sein Vater und ein paar and're Kerks das Vieh nach Dirschau getrieben. Ob Stüblau ihm unsicher scheint?“ —

Kopfschüttelnd blickte Holk vor sich nieder.

„Nun, die Sache wird sich wohl bald aufklären“, entgegnete der Geistliche, „warten wir die nächsten Tage ab.“

Doch weder nach acht, noch nach vierzehn Tagen war von Gustav und dem ihm anvertrauten Vieh etwas zu hören.

„Ihm is was passiert; das is nich andersch. Was is in diese schreckliche Zeit nich alles mäglich!“ So sprach und dachte Holk. —

Ja, schrecklich war diese Zeit! Gleich einem fernen Gewitter hörte man Kanonendonner über das unglückliche Danzig dahinzurollen, sah an verschiedenen Enden der Stadt die Feuer aufgehen, die manche ehrwürdigen Bauten zerstörten.

Die vielen Brände vernichteten auch Massen von Proviant und Munition. Die Festung konnte sich nicht länger halten und erklärte sich zur Übergabe bereit. Als Erinnerung an die Franzosenzeit blieb Danzig eine Schuldenlast von 37 650 000 Gulden.

¹⁾ einsetzen.

Auch die Werderbewohner, selbst jene armen, deren Ländereien noch unter Wasser standen, sollten zahlen und immer wieder zahlen! Aber niemand hatte etwas. Auch Holf gab vor, völlig verarmt zu sein. Doch Martins trauriges Erlebnis hatte die Sage von der Talerkiste wieder aufleben lassen. Man schob Holf den Eid zu. Den mochte er nicht leisten, und so entschloß er sich, an seinen Schatz zu gehen. Er hatte die Kiste dem Pfarrer in Verwahrung gegeben und sie nach Martins Rettung noch nicht geöffnet.

Nun mußte er daran gehen. Als es geschah, waren die Pfarrersleute im Nebenzimmer. Sie hörten Holf einen Schrei ausstoßen. Erschreckt riß der Pfarrer die Zwischentür auf und sah, wie Holf mit Entsetzen in die geöffnete Kiste starrte, denn darin lagen nicht wohlgeschichtete Talerreihen, sondern — Scherben, Erde und Steine!

Die Blicke der Männer trafen sich.

„Also doch!“ stand in beider Augen.

„Dat häst Gustav maht, he wußt von dit Geld en de Kist!“ —
Holf verbarg sein Gesicht in den Händen.

„Nemer Vader, gräm di nich so“, Martin legte ihm tröstend die Hand auf den Arm.

„Du doarfär häst du, min Jung, volt¹⁾ din Veten Iote! — Mei Gott, wie war eß stroft!“ — —

„Du häst doch keene Schuld“; streichelnd fuhr Martins Hand über den Rockärmel.

„Doch! Eß hää em mehr trut as di. Min Hand had eß för jün Ehrlichkeit en't Füer legt. Hää eß em nich uß God's dohne, so lang he lewt?“

„Die Tat wird ihm keinen Segen bringen“, warf der Pfarrer ein.

„Dawer eß si arm as e Pracher! Eß hää nusch für min armen, goden Jungen. Wat ward ut ous!“ stöhnte Holf.

„Wi waren beid' orbeiden. Du warscht sehe, dat eß kann; eß well nicht staddeere“, jagte der Knabe und streckte seine jungen Glieder.

„Kää wi dat denn? Ons Land liggt em Woater.“

Und so war es. Hatte man auch bei Rückfort den Damm ebenfalls durchstoßen und so das Weichselwasser in sein altes Bett zurück gelenkt, des Werders unterer Teil lag wie ein Sumpf der Vorzeit da.

¹⁾ bald.

Der Winter 1813 begann seine glühende Brücke über die Weichsel zu schlagen. Die Kajemarker sprachen schon davon, in kurzer Zeit ihr gerettetes Hab und Gut über das Eis in ihr Dorf zurück zu schaffen, da sah man eines Morgens Rauch und dann helle Flammen über dem Ort aufsteigen.

„Mei Gott, dat's min Hoff! Min Hoff brennt!“ jammerte Volk. „Eck mott heun! Eck renn äwer de Wiessel!“ Damit griff er nach Mütze und Pelz; auch Martin machte sich reisefertig.

„Das dürfen Sie in keinem Falle wagen“, sagte der Pfarrer energisch, „noch trägt das Eis Sie nicht. Sie würden auch nichts mehr retten können, selbst wenn Sie hinüber kämen. Ehe Sie dort sind, liegt alles in Asche.“

Volk sah die Richtigkeit dieser Worte ein.

„Si eck noch emmer nich onglücklich nog? Kömmt alles äwer mi?“ stöhnte er.

„Das Wohnhaus wird Ihnen wenigstens erhalten bleiben. Der Wind steht nach dem Felde zu“, tröstete ihn der ausspähende Pfarrer.

Und so war es. Nach einer guten Stunde sanken die Flammen in sich zusammen. Scheune und Stall waren verschwunden, aber das alte Vorlaubenhäus stand unverfehrt da.

„Wat ward dat ware! Eck hä keen Geld, mi Schön on Stall to buen!“ jammerte Volk, und auf des Pfarrers Trost: „Man wird Ihnen Geld dazu leihen“, stöhnte er: „Wer borgt dem Pracher was?“

Des Mannes Lage war wirklich sehr schwierig. —

Nach einigen Tagen hielt das Eis der Weichsel, und die sumpfigen Wege waren fest und haltbar. Da zogen die Kajemarker zurück in ihr Dorf. Die Pfarrersfamilie folgte ihnen. Aber in welchem traurigen Zustande fanden sie Kirche und Pfarrhaus! In ersterer lag fußhoch Stroh; Rosatenpferde hatten darin gestanden, nachdem das Wasser gesunken war. Im Pfarrhause war der Fußboden mit Schlamm überzogen; die zurückgelassenen Möbel waren verbrannt oder zerschlagen. Die Stubentüren hingen schief in den Angeln; die Fenster hatten keine Scheiben. In den Häusern der Dorfbewohner sah es nicht besser aus. — So hatten die Russen, die „Retter“ und „Helfer“ Preußens gehaust.

Schwer war es, die verwahrlosten Räume zu säubern, aber viele Gemeindeglieder fanden überhaupt kein Heim. Die Katen waren niedergebrannt, andere vom Wasser unterspült und eingestürzt. Hier hätte schnelle Hilfe not getan, aber wer konnte helfen? Überall

herrschte Geldmangel. Die einst wohlhabenden Besitzer arbeiteten selbst wie die Knechte mit wenig Ackervieh und noch weniger Leuten.

Häufig war der Pfarrer bei Holzs und freute sich, wie trotz großer Armut hier Eintracht und Ruhe herrschten. Der einst reiche Mann hatte zum Glück so viel Kredit, daß er den Neubau der Wirtschaftsgebäude im Frühling beginnen konnte; aber die Sorge, wovon er die Bauleute bezahlen sollte, quälte ihn beständig.

XI.

Hilfe in der Not.

Häufig stand der Geistliche mit Martin am Grabe des französischen Offiziers; beide gedachten seiner in Liebe und Trauer. Das Schreiben an die Eltern des Verstorbenen hatte der Pfarrer, wie er glaubte, sicher befördert. Aber was war in jener Zeit sicher! Da keine Antwort kam, fürchtete er, der Brief sei verloren gegangen. Er nahm sich vor, nochmals zu schreiben.

Es wurde Sommer, und Holzs bescheidene Wirtschaftsgebäude wuchsen aus der Erde empor; mit ihnen wuchs auch die Sorge, wovon sie bezahlt werden sollten. Den Pfarrer quälte des Freundes mißliche Lage. Da erhielt er eines Tages von der Postbehörde die Nachricht, sich nach Danzig zu bemühen, weil dort eine größere Geldsendung für ihn eingegangen sei, die er selbst in Empfang nehmen müsse. Erstaunt folgte er der Aufforderung, und als er von Danzig zurückkehrte, strahlte sein Antlitz vor Freude. „Gottes Hilfe in der Not“, so ging es durch seinen Sinn.

Unverzüglich schlug er den Weg zu Holzs Hof ein. Als er dort das Zimmer betrat, bot sich ihm ein eigentümlicher Anblick. Holt saß am Tische, vor ihm stand Martin und kramte in einem Holzkästchen, das er der Mutter Truhe entnommen hatte. Eben zog er einen kleinen grünseidenen Knabenanzug hervor, steckte die Finger in die Ärmelchen und, ihn dem Vater hinhaltend, fragte er verwundert:

„Wat es dat hier?“

„De Anfang von min Onrecht an di“, war die für Martin völlig unverständliche Antwort.

„Weißt du, mein lieber Junge, trag' diese Sachen fort, wir haben einen Augenblick zu sprechen“, unterbrach der Pfarrer das Gespräch der beiden.

Holt sah erstaunt auf, der Geistliche begann:

„Können Sie sich entsinnen, lieber Freund, wie ich Sie einmal darauf hinwies, daß Martins gute Taten ihm sicher einmal gelohnt werden würden? Ich habe damit recht behalten.“

„Herr Präger meint, daß der Hund Martin im Wasser fand?“

„Erstens das, aber auch die Rettung des Offiziers bringt ihm heute Glück, ja mehr: Gottes sichtbaren Segen.“

„Aber der Offizier ist doch all begraben!“

„Ja; aber die Eltern des jungen Rheinländers haben dem, der ihnen den Sohn erhalten wollte, ein ansehnliches Vermögen ausgesetzt. Heute habe ich die erste Rate desselben für ihn auf der Post in Empfang genommen. Lieber Freund, Ihre Not, Ihre Sorgen haben ein Ende. Martin hat viel Geld erworben, und das, weil er seine Christenpflicht erfüllte!“

Diese Nachricht versetzte Vater und Sohn in frohes Staunen. Martin war glücklich, daß des Vaters große Sorgen ein Ende hatten. Doch daß er ein Verdienst daran habe, konnte er nicht verstehen. Etwas Selbstverständlicheres, als einem Menschen, der in Not war, zu helfen, gab es für ihn gar nicht. Wie bescheiden war er doch! Und gut und bescheiden blieb er auch in späteren, ruhigen Zeiten, als der alte Wohlstand wiederkehrte.

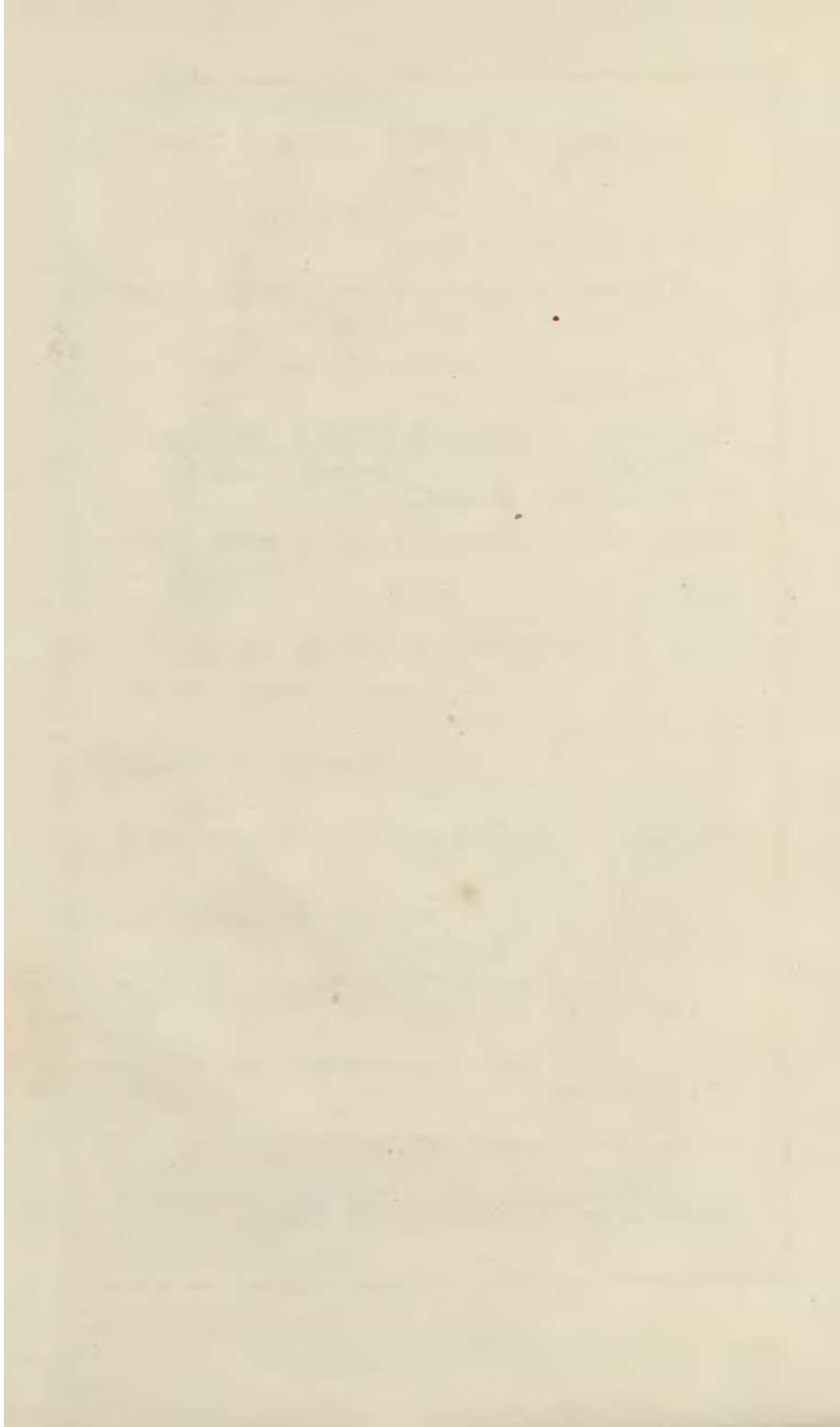
Seinem Vater, der ein hohes Alter erreichte, war er ein treuer Sohn, und voller Stolz sah dieser, welch ein tüchtiger Landwirt aus seinem Martin geworden. Auch die Dorfnachbarn blickten voll Achtung auf den jungen Mann, dem sie einst so viel Unrecht getan hatten. —

Die Freundschaft zwischen dem Pfarrer und den Holzs bestand auch dann noch weiter, als jener nach zwölf Jahren von Käsemark versetzt wurde. Die ganze Gemeinde bewahrte dem Geistlichen, der so unendlich viel Schweres mit ihr durchlebt hatte, noch lange ein treues, ehrenvolles Andenken. Sie ließ ihn malen; sein Bild hängt in der Kirche zu Käsemark.

Von dem gewissenlosen Gustav Rarsch haben Holzs nie wieder etwas gehört, obgleich die Polizei eifrig auf ihn fahndete. In dem allgemeinen Wirrwarr mag er mit seinem Raube nach Rußland entkommen sein. Doch dies ist gewiß, daß das unrechte Gut ihm keinen Segen gebracht haben kann; denn „Alle Schuld rächt sich auf Erden“. Das erfährt jeder, der auf bösen Wegen wandelt!



Druck von A. W. Kafemann & m. b. S. in Danzig.



Ambrassat, Westpreußen, Handbuch der Heimatkunde
brosch. M. 3.50, geb. M. 4.00.

— Leitfaden für Heimatkunde
brosch. M. 0.50, kart. M. 0.60.

Behrend, P., Westpreussischer Sagenschatz Band I/VI.
pro Band brosch. M. 1.00, geb. M. 1.50.

— Westpreussischer Märchenschatz
brosch. M. 1.00, geb. M. 1.50.

Gehrke, Hecker, S. Preuß, Schwandt. Die Provinz Westpreußen in Wort und Bild. 1. Teil. Uebersicht.
brosch. M. 2.50, geb. 3.00 M.

Gehrke, Hecker, S. Preuß, Schwandt. II. Teil. Einzeldarstellungen
brosch. M. 9.00, geb. M. 10.00.

— Band I/II in elegantem Halbfranzbande M. 15.00-

Mühlradt, Aus der Tuchler Heide
brosch. M. 1.00, geb. M. 1.50.

Münsterberg, Großmütter's Wintermärchen
brosch. M. 0.90, geb. M. 1.20.

Paschke, Paul, Vorgeschiedtliche Wandtafeln für Westpreußen
brosch. M. 1.30, geb. M. 1.60.

Pederzani-Weber, Treuschwur des Kurat Leskau
brosch. M. 1.50, geb. M. 2.00.

Preuß, Th., Tiersagen, Märchen und Legenden
brosch. M. 0.90, geb. M. 1.20.

Wigand, Aus Großmütterchens Truhe
I. und II. Band à gebunden M. 1.50.

————— Alles mit Abbildungen. —————

Verlagsbuchhdlg. **N. W. Kafemann** ^{G.m.} _{b. S.} Danzig

BIBLIOTEKA
UNIWEKSYTECKA
GDAŃSK

411717

Nie wypożycza się do domu

Ber

Eine Geschichte aus dem *Langezeitigen* von den
Franzosenherrschaft von Jenny Wüft.

Germanische Märchen

von Karl A. Krüger, geb. Mk. 1,20.

Münchhausen, des Freiherrn von,

Reisen und Abenteuer, geb. Mk. 1,—,

Wünsche, Gedichte, Prologe

zu Weihnachten und Neujahr und drei Theaterstücke für
Volkunterhaltungsabende von A. Wigand, Mk. 1,—.

Uhlespiegel

Spaß und Spott in Versen plattdeutscher Mundart
von G. Kroß, brosch. Mk. 1,—.

Feierstunden

für Knaben- und Mädchenschulen. Gedichte, Festspiele,
Festreden, Prologe und Einzelvorträge, Bd. I: Geburtstag
Sr. Majestät des Kaisers und Ihrer Majestät der Kaiserin;
brosch. Mk. 1,—; Bd. II: Sedanfeier und Weihnachtsfeier,
brosch. Mk. 1,—; Bd. III: Elternabende, Schulentlassungs-
feiern, Jubiläen usw., herausgegeben vom Danziger
Lehrerverein, brosch. à Mk. 1,—.

Zur Geburtstagsfeier Sr. Majestät Kaiser Wilhelm II.

in der Schule. Festreden, Festspiele, neue und alte Gedichte
und Einzelvorträge von G. G. Meyer und Walther Hardt,
Band I, II, III, à Mk. 1,—.

Verlagsbuchhandlung

A. W. Kafemann G. m.
b. H. Danzig